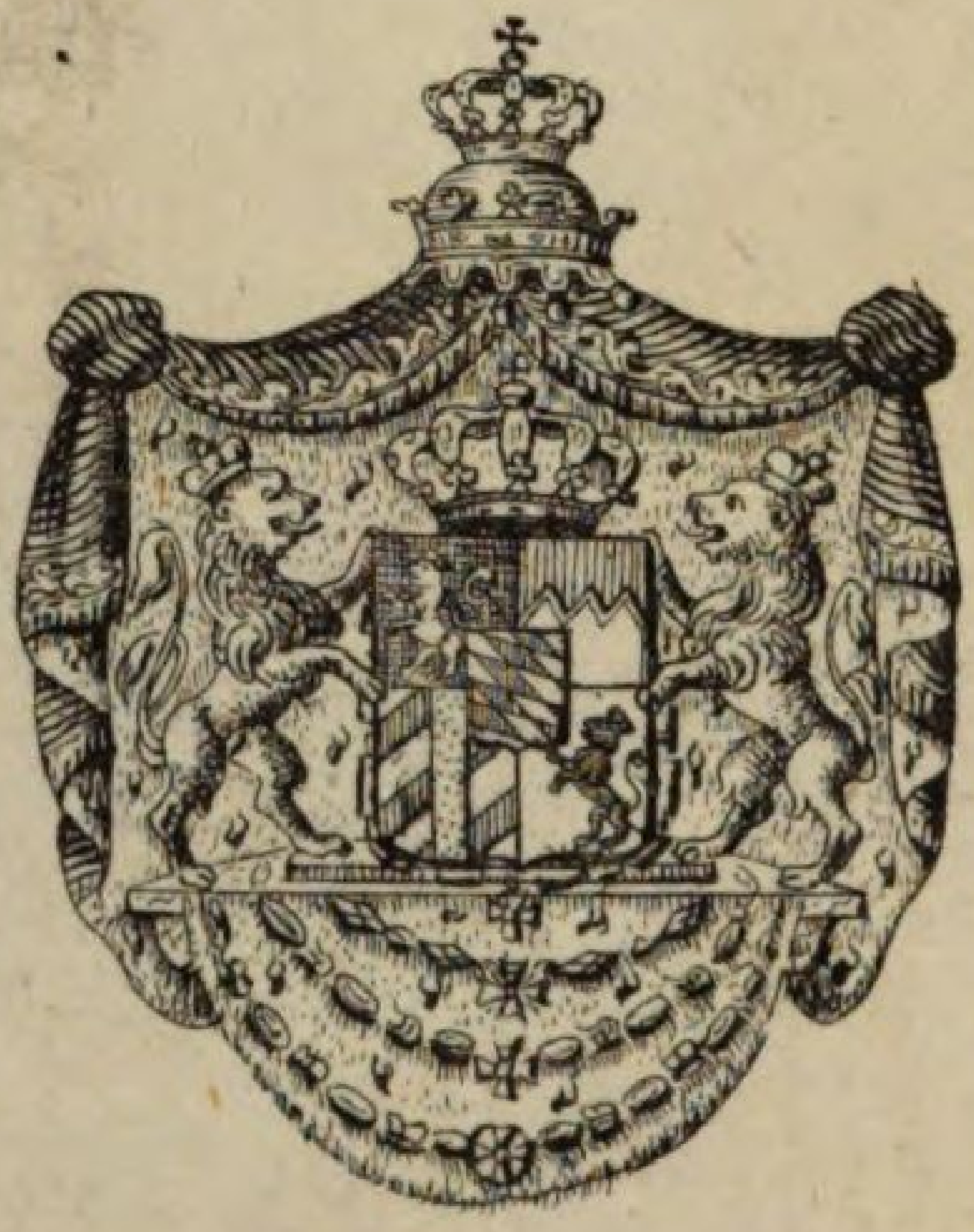
Bor. 206 u-2
Boruss. 206 u - 2
~~29~~ Zehner



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck v. C.C. Böhme, Leipzig

F.A. Berger gez. u. lith.

DIE JUNGFRAU DES LURLEY.

Preußens Volkssagen,

Mährchen und Legenden,

als

Balladen, Romanzen und Erzählungen,

bearbeitet

von

Widar Ziehnert.

Zweiter Band.

Leipzig, 1840.

Verlag von C. B. Polet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
1. Der Thürträger in Berlin 1
2. Die Eselswiese bei Querfurt. 8
3. Das spinnende Fräulein von Scherven 18
4. Der Hahnenstein zu Breslau. 22
5. Bischof Wulfhelm von Münster. 27
6. Die Vierbrüdersäule bei Königsberg. 32
7. Die Elbjungfer zu Magdeburg. 35
8. Emerentia's Hirsch zu Tangermünde. 41
9. Die Saat bei Schlebusch. 44
10. Der Bergmann von Benshausen. 50
11. Der Edelfalke auf Ottmachau. 53
12. Die Leichenflugbahn zu Ragnit. 60
13. Ursprung und Name der Stadt Baldenburg. . . 63
14. Das Weinfaß in Gröningen. 67
15. Die Jungfrau des Lurlei 77
16. Der Questenberg. 84
17. Die beiden Hufeisen in der Kirche zu Schwarzenstein. 89
18. Der Wucher-Bäcker in Berlin. 93
19. Die Taube zu Höxter. 97
20. Der Gärtner auf Czeschhaus. 98
21. Die Heidenjungfrau in Glatz. 101
22. Ludwig der Springer auf Giebichenstein bei Halle. . 103
23. Der Räuber auf dem Geissenberge. 111
24. Das Eisengitter auf Kynast. 113
25. Frau Holla und die Knaben. 114
26. Das Hünenspiel. 116
27. Die kurze Rechnung. 117
28. Der Wolf und die Ziege zu Seefeld. 120
29. Entstehung von Andernach und Sinzenich. . . 122
30. Der schwarze See und Burgwall auf Rügen. . . 123
31. Der Neumondgeisterzug in Kreuzburg. 124
32. Das Kruzifix in Stromberg. 126
33. Die Fremdentaufe in St. Goar. 127
34. Die faule Magd bei Strzelno. 128
35. Sagen des Doms in Magdeburg. 130
36. Die Erfindung am Spieße zu braten. 131
37. Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche in Halberstadt. 132

Seite

38. Die Roßtrappe im Harzgebirge bei Aschersleben. . 142
39. Der Zauberring im See bei Aachen. 145
40. Der Glomssack in Memel. 151
41. Die Schützenprobe in Heinrichs. 152
42. Der Einsiedler bei Ellrich. 153
43. Der Mönch und der Wolf am Zobtenberge in Schlesien. 156
44. Der Name des Vorwerks Hülfe bei Konitz. . . . 158
45. Affe, Schaf und Schwein am Dome zu Münster. . 160
46. Die Rose von Koppenstein. 161
47. Die Müggelsberge und der Müggelsee bei Berlin. . 168
48. Das westphälische Fegefeuer bei Paderborn. . . 170
49. Die Kapelle zu Maria=Ablaß in Cöln. 177
50. Der Schlußstein auf dem Domplatze in Halberstadt. 181
51. Name und Wappen der Stadt Heiligenbeil. . . 186
52. Die eiserne Jungfrau auf der Burg in Breslau. . 190
53. Die Ringe. 195
54. Die Mühle bei der Askanienburg. 197
55. Der alte Dessauer und der Mühlknappe. 201
56. Der heilige Adalbert bei Danzig. 205
57. Der Wärwolfstein bei Magdeburg. 212
58. Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge in Westphalen. 214
59. Die Gründung der Stadt Thorn. 217
60. Michel Mort's Denkmal bei Kreuznach. 218
61. Adam und Eva in Danzig. 219
62. Der Feuerberg bei Halberstadt. 221
63. Der Neidkopf in Berlin. 223
64. Der Todesstuhl in Merseburg. 226
65. Die Todeslilie zu Corvei. 227
66. Der Hick in Liebenhausen. 228
67. a. Hans Bleihans Säule in Bunzlau. 237
67. b. Die Teufelsmauer bei Lieberose. 241
68. Das Galgenhaus in Berlin. 242
69. Heinrich Raugraf von Schmittburg, und Entstehung des Klosters Fürstenfeld am Rhein. 245
70. Das gealterte Brautpaar in Tilleda. 254
71. Der Teufelsberg bei Saarmund. 257
72. Die heilige Hedwig und Begründung des Klosters Trebnitz in Schlesien. 258
73. Das Kellermännchen in Lützen. 261
74. Das Hünenblut bei Egeln. 262
75. Der Kartenstein bei Elbing. 265
76. Der Buttermilchthurm in Marienburg. 266
77. Die schwarzen Brüder in Cöln bei Berlin. 267

1.

Der Thürträger in Berlin.

Ueber der Thür des Hauses Nr. 25 in der Wallstraße befindet sich ein Basrelief, welches einen Mann vorstellt, der eine Thür auf dem Rücken trägt. Da nun bis zum Jahre 1735 das Köpenicker Thor dort stand, und auch die eisernen Haspen dieses alten Thores noch in dem Hause bewahrt werden, so ist es wahrscheinlich, daß auch das Basrelief über der Thüre nichts anders sei, als ein Gedenkbild des dortigen ehemaligen Thores. Die Sage aber hierüber lautet anders.

Es war einmal vor Zeiten
ein Schuster in Berlin,
der mußt' oft Hunger leiden,
und Weib und Kind mit ihm.
Denn theuer war der Kleister,
Hanf, Leder, Span und Pech;
kaum brachte noch der Meister
das liebe Leben weg.

Oft wenn er saß und flickte,
ward's um das Herz ihm schwer,
er kratzt' im Kopf und rückte
sein Mützchen hin und her,
und rief: „Die Zuthat theuer
und nichts verdient dabei —
da hol' doch gleich der Geier
die ganze Schusterei!"

So warf er oft verzweifelt
das Handwerkszeug beiseit,
und schimpfte ganz verteufelt
stets auf die schlechte Zeit,
und sann und spintisirte,
wie er das Glück, das ihn
so gänzlich ignorirte,
möcht' in sein Stübchen zieh'n.

Sein Weib auch sann darüber
sich bald den Kopf entzwei,
denn freilich aß sie lieber
Biskuit als Wasserbrei,
und wäre gern gegangen
in Seide, Sammt und Tafft,
hätt' gern auch Ring' und Spangen
und Schmuck sich angeschafft.

Drum mehr, als ihre Hände,
strengt' sie ihr Köpfchen an,
bis daß sie doch am Ende
den klügsten Weg ersann.

„Mann, weißt du was? Wir setzen
auch in die Lotterie,
das bringt uns rasch zu Schätzen,
wir wissen gar nicht, wie?“

„„I ja, das ließ' sich hören,““
sprach drauf zu ihr der Mann,
„„wenn nicht auch Nieten wären,
die man erwischen kann.
Ach, in dem ganzen Spiele
ist nur Ein großes Loos! —
Wenn das auf uns just fiele?
Potz Blitz! das Glück wär' groß!““

„„Wie würden da die Leute
so neidisch auf uns seh'n,
wenn wir in Sammt und Seide
und Gold uns würden bläh'n!
Wenn wir spatzieren führen
mit Zofe und Lakai,
und ließen uns tractiren
mit Wein und Leckerei.““

„„Wenn Kiste, Sack und Truhe
voll alter Thaler wär',
dann macht' ich keine Schuhe
und keine Stiefeln mehr!
Wie wollt' ich mich ergötzen!
Ja, Frau, du hast Genie!
Komm, schmatze mich! Wir setzen
gleich in die Lotterie!““

Er küßt sie im Entzücken,
und zieht den Beutel 'raus,
und kramt mit freud'gen Blicken
die karge Baarschaft aus;
und ob auch Silber wenig
und Gold kein Stäubchen drin,
er freut sich wie ein König,
denn 's langt zum Loose hin.

Er eilt hinaus zur Thüre
und kehret bald zurück:
„Sieh, Frau, an dem Papiere
hängt unser ganzes Glück.
Schau her, da steht's geschrieben,
's fällt ein Gewinn darauf,
denn, siehst du? Schatz, die Sieben
geht richtig drinnen auf!"

Das Glückspapier besehen
die Kinder nach der Reih',
und ihre Mäulchen stehen
weit auf mit Ach! und Ei!
Der Vater träumt in Freude,
die Arbeit schmeckt nicht mehr,
er wünscht, daß lieber heute
als morgen Ziehung wär'.

Und als der Tag gekommen,
da läßt's ihm keine Ruh,
da eilt er bang' beklommen
flugs früh dem Rathhaus zu,

und forscht nach seinem Loose,
  ob's wohl ein Treffer ist,
und hört: Das ist das große!
  und ruft: „O heil'ger Christ!“

„O lieber Gott im Himmel,
  das hätt' ich nicht gedacht!“
Er drängt sich durch's Getümmel
  und eilet heim mit Macht,
und außer sich vor Freude
  ruft er fortwährend blos:
„Frau, wir sind reiche Leute!
  Geschwind, geschwind das Loos!“

Doch wie erschrak der Meister,
  als er dasselbe da
vorn an der Thür, mit Kleister
  fest angeklebt, ersah.
Ergrimmt frug er die Kinder:
  „Wer hat mir das gethan?“
Die sah'n wie arme Sünder
  ihn ängstlich zitternd an.

Das Glücksloos von der Thüre
  zu lösen wagt' er nicht,
weil diese Art Papiere
  so leicht wie Amblatt bricht;
und doch galt's ihm so theuer,
  denn zeigt' er das nicht hin,
so kriegt' er keinen Dreier
  vom ganzen Hauptgewinn.

Er stand in Kümmernissen
und sah die Thüre an,
er stampfte mit den Füßen
und kratzt' im Kopf und sann,
und stand und sann, und dachte
sich dies und jenes aus,
und siehe, endlich brachte
er doch was Klug's heraus.

Aushob er rasch die Thüre,
und buckelte sie auf,
und trug statt dem Papiere
zum Rathhaus sie hinauf,
indem er auf den Stiegen
stets schrie wie ein Profoß:
„Platz da und ausgewichen!
Ich bring' das große Loos!"

Drob haben wie die Kinder
sich Alle satt gelacht,
dem Schuster selbst nicht minder
hat's großen Spaß gemacht,
zumal mocht' er sich freuen,
als er das viele Geld
in langen Doppelreihen
flugs kriegte aufgezählt.

„Ade auf ew'ge Zeiten,
armsel'ge Schusterei!
Ade, du Haus der Leiden,
ade dir, Wasserbrei!"

So rief der Schuster lachend,
des vielen Geldes froh,
und lebt', es klüglich machend,
fortan in Florio.

Er ließ ein Haus erbauen,
und ob der Thür, als Schild,
ließ er in Sandstein hauen
sein eignes Ebenbild.
Dort steht er noch den Blicken
der neid'schen Nachwelt blos,
auf krummgebeugtem Rücken
das schwere große Loos.

2.

Die Eselswiese
bei
Querfurt.

Zur Zeit Kaiser Friedrichs des Zweiten hauste im Thüringerlande auf seiner Burg Querfurt Graf Bruno, ein wackrer, frommer Herr. Derselbe hatte einen gesegneten Gau mit Feldern und Wäldern und Wässern, und allerlei Hab' und Gut in Fülle, und getreue Vasallen, und ein wunderschönes Weib, Ludgarden, ein gebornes Fräulein von Hainsburg; aber es fehlte ihm doch Eins zu seinem Glücke, und dies war ein Söhnlein, das einmal all' das schöne Besitzthum erben und den Namen derer von Querfurt fortpflanzen sollte. Der Graf gab reiche Geschenke an die Klöster zu Goseck und Zeitz und sparte keine Spende, und als trotzdem der Himmel seinen Wunsch nicht erfüllte, da ward er fast betrübt und ging oft traurig und einsam im Schloßgarten herum und härmte sich. Die Gräfin aber hatte leichtern Sinn und härmte sich nicht, denn so schön, wie sie war, so eitel und hoffärtig war sie auch und

meinte, die Ehr' und Freuden der Mutterschaft würden mit den Sorgen und Mühen derselben zu theuer bezahlt.

Eines Abends lustwandelte sie mit ihrer Kammerfrau auf den grünen Auen am Ufer der Querne, und schwatzte eifrig zu ihr von Banketten und Turnieren, wie sie da geprunkt in köstlichen Kleidern, und wie alle Ritter sie bewundert und um sie gebuhlt hätten. Solch Gespräch aber war ihrem Dünkel eine Labe, also daß sie es nicht eher gewahr ward, wie eine Bettlerin ihr nahte, bis dieselbe sie flehentlich um ein Almosen ansprach. Die Bettlerin hatte zerlumptes Kleid und kummerwelkes Antlitz und trug auf ihren Armen zwei Kinder, die waren fast nackt und schrieen weinerlich nach einem Brodkrümlein; und wahrlich, es hätte das mögen einen Stein erbarmen! Aber die Gräfin erbarmte sich nicht, sondern zornig, sich in ihrem Gespräch gestört zu sehen, fuhr sie die Bettlerin barsch an und wollte vorüber, und als die arme Frau ihr vor die Füße fiel und sie am Saume des Kleides hielt und nochmals bat, sie möchte sich um der kleinen unschuldigen Würmlein willen ihrer erbarmen, da stieß die hartherzige Gräfin sie mit dem Fuße von sich und sprach: „Fort, du unsaubere Bettel! Hättest du nicht ein unzüchtig Leben geführt, so würde der Himmel dich nicht mit zween Kindern zugleich gestraft haben!" — Dies böse Wort ging der Bettlerin wohl tief durch das Mark, denn schaudernd raffte sie sich auf und sahe die Gräfin verächtlich an, als ob sie in ihrem zerlumpten Kleide sich doch besser dünkte als jene, und rief: „Euch soll Gott brandmarken, und Ihr sollt über nicht ein volles Jahr zwölf

Kinder zugleich gebären, damit Euer Gemahl daran Eure Sünde und Schande erkenne!" Und da stand die Gräfin, fast erschreckt durch die Keckheit der Bettlerin, und konnte lange nichts erwiedern. Wie aber zuletzt ihr wilder Zorn laut wurde, war die arme Frau mit den beiden Kindern schon längst in den nahen Gebüschen verschwunden. Es war aber der Gräfin nicht wohl um's Herz, und gar stillsinnig kehrte sie mit der Kammerfrau in die Burg zurück.

Mehrere Wochen darauf, als sie kaum erst des leidigen Andenkens an die Bettlerin sich entäußert hatte, fühlte sie sich Mutter und theilte solches ihrem Gemahl mit. Der war voller Freude und liebte sie nun täglich mehr und ließ sie wohl pflegen und behüten, ließ auch alle Arme im Gau speisen und tränken und dankte Gott, daß er seinen Wunsch erfüllen wollte. Und als zur Osterzeit der Tag der Entbindung nahe war, da ritt er nach dem Kloster Goseck, dort Messe lesen zu lassen für seine Gemahlin, daß der Himmel ihr in Gnaden beistehen möge in der schweren Stunde.

In Goseck aber begegnete ihm der Unfall, daß sein Roß über die Schwelle der Stallthür stürzte und lahm wurde, was ihn gar sehr bekümmerte, da in dem Kloster keine Rosse gehalten wurden, und die Heimkehr zu Fuß seiner Besorgniß um sein kreisendes Weib zu lange währte. Alsonach war er voller Freude, daß der Guardian des Klosters zum Heimritt ihm eine Eselin anbot, und ohne sich des unadligen Langohrs zu schämen, bestieg er dieselbe und ritt heim nach Querfurt. Ehe er aber dahin kam, erfuhr er gar Vieles.

Denn als er auf eine grüne Wiese unfern der Stadt kam, da ward plötzlich die Eselin scheu, bäumte sich und wollte nicht zollbreit vorwärts, wie er auch die Sporen brauchte. Das befremdete ihn, und er schaute nach dem Wege nieder und erschrak fast, denn rings um die Eselin lag ein ellenbreiter Reif von frischgefallenem Schnee. Seit Wochen aber war keine Flocke mehr gefallen in der Gegend, und die Bäume grünten schon und die gelben Himmelschlüßlein blühten lustig auf der Wiese. Also war dem Grafen kein Zweifel, daß es mit dem Schnee eine spukhafte Bewandtniß habe, und er stieg von der Eselin herab, kniete nieder und betete, gelobte auch, ein Kirchlein da zu bauen, wenn der Spuk ihn frei ließe. Hierauf verschwand der Schnee, und der Graf ritt weiter, aber nicht weit. Denn als er an die Querne kam, da sah er wenig wegab im Gesträuch am Ufer ein Weib mit einem großen Korbe, und erkannte sie am Kleide als die Kammerfrau seiner Gemahlin. Er ritt also hin zu ihr und frug, was sie da mit dem Korbe schaffe? Hierüber erschrak das Weib sichtbar, zog ängstlich ein Tuch über den Korb und erwiederte mit bebender Stimme: „Junge Hunde will ich ersäufen, hoher Herr!“ Darauf befahl ihr der Graf, den Korb zu öffnen, damit er die Hündlein sähe, und als das Weib sich dessen ängstlich weigerte, stieg er zornig von der Eselin ab, den Korb selbst zu öffnen. Nun fiel ihm die Kammerfrau zu Füßen und bat händeringend und mit lautem Schluchzen, er solle ihr das Leben sichern, so wolle sie Alles gern gestehen. Als nun der Graf in banger Erwartung

ihr mit seinem Worte das zugesagt hatte, da erzählte sie: Vor wenig Stunden wäre die Gräfin von zwölf Knaben zugleich entbunden worden, und hätte gefürchtet, es möchte ihr Gemahl dies als die Strafe für eine Sünde ansehen und sie darum verstoßen. Sie hätten also mit einander Rath gepflogen und in ihrer Angst keinen andern Ausweg gefunden, als den schönsten von den Knaben auszuwählen, die andern eilf aber in der Querne zu ertränken. — So beichtete die Kammerfrau mit lautem Weinen und bat noch einmal flehentlich um ihr Leben.

Der Graf aber öffnete den Korb und betrachtete die eilf nackten, einander so gar ähnlichen Knäblein mit Wohlgefallen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen, da er dachte, wie so bösen Herzens sein Weib sei, da sie so liebe unschuldige Knäblein, und obendrein gar ihre eignen Kinder, ertränken lassen wollte. Er dankte aber Gott, daß der spukhafte Schnee ihn aufgehalten hatte, denn ohnedem wäre er schon vorbei gewesen an der Wiese, als die Kammerfrau dahin kam, und die böse That wäre geschehen. Dann befahl er der Kammerfrau, den Korb mit den Kindern zu einem Töpfermeister in die Stadt zu tragen, der Gräfin aber kein Wörtlein davon zu sagen, sondern sie vielmehr zu berichten, als habe sie die Kinder in der Querne ertränkt. Dies that die Kammerfrau und stellte den Korb im Hause des Töpfermeisters ein. Gleich darauf kam auch der Graf nach und bat den Meister, der ihm seit längerer Zeit zu Dank verpflichtet war, er möchte einige wackere Bürger in der Stille

zusammenrufen, weil er ihnen etwas Wichtiges anvertrauen wolle. Der Töpfer berief fünf der besten unter den Bürgern, und der Graf übergab ihnen seine eilf Knäblein zur Erziehung und versprach, ihnen alle Mühe und Sorge reichlich zu vergelten. Die guten Leute meinten aber, das sei nicht vonnöthen, habe ja der liebe Herr ihnen immerdar Gutes gethan, und sie wollten die Knäblein auch ohne Entgeld pflegen als ihre eigenen Kinder. Es nahm nun von den fünfen jeder eins, der Töpfer aber behielt die übrigen sechs, denn er hatte die kleinen Kinder herzlich lieb. Noch legte der Graf den wackern Bürgern strenges Stillschweigen auf, dann ritt er auf seiner Eselin vollends heim in die Burg.

Hier grüßten ihn Alle mit Freuden, und die reuelose Gräfin rief ihn an ihr Bett und hielt ihm das Knäblein hin und sprach: „Siehe, das ist der Erbe unserer Güter, das ist der Stammhalter derer von Querfurt. Danke Gott, daß er mich hat dieses holden Söhnleins genesen lassen!" Dabei blickte sie ihren Gemahl gar holdselig an, die Falsche, und er küßte den Knaben wohl und stellte sich fröhlich, aber im Herzen verabscheute er das bösherzige Weib und mochte sie nicht mehr lieben, denn er dachte immer der Kammerfrau mit dem Korbe am Querneufer. Und wie auch die Gräfin ihn später liebkosete, er blieb kalt gegen sie, und sie merkte es wohl, aber daß ihre böse That entdeckt und verhindert worden sei, davon kam ihr keine Ahnung in den Sinn.

Noch in demselben Sommer ließ der Graf die

gelobte Kirche dort, wo der Schneereif ihn verzögert hatte, auf der Wiese erbauen, und weil er eben damals auf der Eselin geritten war, so wurde die Wiese die Eselswiese genannt.

Sechs Jahre seit dem Geburtstage der zwölf Knaben waren vergangen. Die Bürger hatten ihre zwiefache Zusage, die anvertrauten Pflegekinder mit aller Sorgfalt und Liebe zu erziehen und davon zu schweigen, getreulich erfüllt. Die eilf Knaben waren bei ihnen zu ihrer und des Grafen Freude fröhlich herangewachsen, die Gräfin aber hatte kein Sterbenswörtlein davon erfahren.

Da ließ Graf Bruno zur Osterzeit, gerade am Geburtstage der Knaben, seine Vasallen, die Ritter von Takau, Schömburg und Hainsburg, und den Töpfermeister mit den fünf andern Bürgern von Querfurt, und außerdem viele Freunde und wackere Männer auf die Burg entbieten. Als sie aber alle versammelt waren und auch die Gräfin mit ihren Kammerfrauen im Saale erschienen war, da winkte er dem Töpfermeister. Der ging hinaus, kehrte aber bald zurück und führte die zwölf Söhne des Grafen herein, welche alle einerlei Kleidung trugen und so ganz einander glichen, daß alle Anwesende, die nicht darum wußten, sehr erstaunten und einander frugen, wer die Kinder wären? Der Graf aber wandte sich zu seiner Gemahlin und sahe sie stechenden Blickes an und sprach: „Siehe nun, welcher ist unser Sohn?“

Da brach die Gräfin ohnmächtig zusammen, und die Kammerfrauen sprangen ihr erschrocken bei. Der Graf aber achtete das nicht, sondern rief die Vasallen und Bürger hinaus auf einen grünen Raum vor der Burg, unter freiem Himmel Gericht zu halten, und erzählte ihnen die große Sünde seines Weibes. Die wackern Männer schauderten allzugleich, und ihre Herzen empörten sich, und sie erhoben einen argen Lärmen des Entsetzens und des Zornes. Einer aber von ihnen, der von Takau, erkannte der Beklagten die Eisenschuhe und den Oelkessel zu, und da stimmten ihm Alle bei und forderten laut den qualvollen Tod der Gräfin. Darüber ward nun ein lauter Streit, denn dem Grafen dünkte das Urthel zu hart, und er gerieth hart zusammen mit dem von Takau, der ihm nicht weichen wollte, außer wenn Gott ein Wunder thäte. Da stieß der Graf zornig sein Schwert in den grünen Rasen, und siehe, — Gott ließ ein Wunder geschehen, daß alsbald ein klarer Quell lustig aus dem Rasen hervorsprudelte.

Die Ritter staunten und lobten Gott, der von Takau aber reichte dem Grafen die Hand und sprach: „Mögt ihr nun selbst ein milder Urthel fällen, denn ich mag nicht streiten wider göttlich Zeugniß!" Darauf beschloß der Graf, seine Gemahlin durch Todesangst zu strafen, und ließ den Rost und die Eisenschuhe bringen und einen Oelkessel füllen und ein helles Feuer darunter anschüren, daß der Rost bald glühte wie Hohofengluth, und das Oel im Kessel sott und wallte. Dann gebot er, sein Weib herbeizuführen.

Sie schwankte bleich und entstellt heran, den scheuen Blick auf die Erde geheftet, und als ihr nun der Graf das Urthel vorlesen ließ, nämlich daß sie sollte in den Eisenschuhen auf den glühenden Rost treten und dann in dem siedenden Oele gesotten werden, da brach sie mit einem gräßlichen Schrei wieder ohnmächtig zusammen.

Das war dem Grafen genug, und er entließ die Vasallen und Bürger und belohnte die letztern, und namentlich den Töpfer, gar reichlich für die Erziehung seiner Söhne. Denn fortan blieben die Knaben bei ihm auf der Burg und wurden nachmals recht wackere Männer und rüstige Kämpen, so daß ihr Vater seine herzliche Freude an ihnen hatte.

Die Gräfin Ludgarde aber ging in ein Kloster, ihre Sünde zu büßen.

Die Eselswiese weiß in Querfurt jedes Kind, denn auf derselben ist alljährlich am dritten Osterfeiertag ein lustiger Jahrmarkt, wo die Töpfer den Grafen Bruno auf der Eselin sitzend, gar schön aus Thon geformt, schockweise um ein Weniges verkaufen, und zwar zufolge eines alten Privilegium, welches das Andenken des braven Töpfermeisters, der die sechs Knaben zu sich nahm, immer neu erhalten sollte. Das Kirchlein auf der Eselswiese steht noch, ist aber jetzt der Schießstand für die Vogelschützen. Auch der Quell, den Bruno's Schwert aus dem Rasen hervorrief, sprudelt noch heut und heißt der Brunoquell, und in der

Schloßkirche zu Querfurt ist auf einem Grabmal das steinerne Bild eines geharnischten Ritters zu sehen, den man, weil zwölf Engel um ihn knieen, für den Grafen Bruno mit seinen zwölf Söhnen hält. Aber daß die eisernen Schuhe und der Oelkessel noch vorhanden wären, das mag ja Niemand eher glauben, als bis er sie gesehen hat.

3.

Das spinnende Fräulein

von

Scherven.

Scherff, auch Scherven oder Amtmannsscherven genannt, sonst sehr bedeutendes Rittergut, liegt in der Bürgermeisterei Odernthal im Mühlheimer Kreise des Regierungsbezirks Köln. Vom alten Schlosse Scherven steht nur noch ein einzelner Thurm. — Die Sage gehört dem dreizehnten Jahrhundert an.

In stiller Kammer zu Scherven wacht
schön Gundchen spät noch um Mitternacht,
und sitzt am goldenen Rocken und spinnt
zum Brauthemd die Fädchen, und seufzet und sinnt
an Hilderich, ihren Verlobten.

Der war gezogen in's heilige Land,
für den Glauben zu kämpfen mit starker Hand,
und hatte beim Scheiden noch theuer gelobt,
er wolle, sobald er sich wacker erprobt,
heimkehren zu froher Vermählung.

Und morgens und abends oft hatte die Braut
vom Söller hinaus auf die Straße geschaut,
und hatte geharret; ach, aber schon war
zur Hälfte verflossen das fünfte Jahr,
und immer noch kehrt' er nicht wieder.

Da währte dem Mägdlein die Zeit, ach, so lang,
da ward ihr im Herzen so ängstlich und bang,
sie fand keine Ruhe, und spät in der Nacht
noch hielt sie am Rocken oft traurige Wacht,
und dachte des Liebsten mit Thränen.

„Ach, Hilderich, kehrst du? wann kehrst du zurück?
Hält dich in der Ferne ein böses Geschick?
Durchbohrte ein Schwert dich in blutiger Schlacht?
Oder hat dich der Seldschuck zum Sclaven gemacht?
Oder bist du mir treulos geworden?"

„Ach, Hildrich, was säumst du die Heimkehr so lang?
Das Säumen, das macht mir im Herzen so bang.
Das Brauthemd ist fertig, das Kränzchen bereit!
Was säumst du noch ferne? Rasch fliehet die Zeit,
drum eile zum Liebchen zu kommen!"

Ihr rinnen die Thränen wie Perlen vom Aug',
da weht durch die Kammer ein eisiger Hauch,
die Thüre geht auf, und in Nebel gehüllt
schwebt näher ein bleiches Geisterbild,
und Gundchen erkennt den Geliebten.

Er blickte sie an mit schmerzlicher Lust
und legte die Rechte betrübt auf die Brust.
Dort klafften zwei Wunden, von Herzblut roth,
dort hatt' ihn erfaßt der blutige Tod,
der Tod für den heiligen Glauben.

Noch winkt' er dem Liebchen mildlächelnd zu,
als wollt' er ihr sagen: „Was weinest du?
Sei freudig! Noch ehe der Morgen graut,
da werden wir beide dort oben getraut,
dann endet dein Harren und Weinen!"

Drauf, wie wenn der Mond sich in Wolken verhüllt,
so schwand wie ein Nebel das Geistergebild.
Das Mägdlein aber weinte nicht mehr,
und spann gar lustig den Rocken noch leer,
und sank dann in friedlichen Schlummer.

Und als nun der Morgen die Fenster im Schloß
gar freundlich mit rosigen Strahlen begoß,
da waren die Wangen schön Gundchens so bleich,
da hatte die Braut im himmlischen Reich
den Bräutigam wieder gefunden.

Das Schloß ist zertrümmert; ein einzelner Thurm
noch trotzet mühselig dem Wetter und Sturm.
Aus diesem kommt Gundchen um Mitternacht
in weißer, alterthümlicher Tracht
mit dem Rocken den Schloßberg herunter.

Sie setzt sich im Thale am grasigen Rain,
und spinnet gar fleißig im Mondenschein,
und lächelt gar fröhlich, thut Niemand ein Leid,
und heißt in der Gegend dort weit und breit
das spinnende Fräulein von Scherven.

4.

Der Hahnenstein zu Breslau.

Vor alter Zeit lebte in Breslau ein herzoglicher Beamter, der hatte eine so wunderschöne Frau, daß ihn Alle darum beneideten, und wohl auch Viele im Stillen dieselbe begehrten. Besonders trachtete nach ihr ein vornehmer und reicher Ritter, und suchte sie durch allerlei Schmeichelei und Lockung zur Untreu an ihrem Gemahl zu verführen. Aber sie nahm ihre Pflicht und Treue wohl in Acht und wies den Ritter von sich, drohend, daß sie, wenn er mit seinen bösen und ehrlästerlichen Anträgen sie hinfort nicht verschonen würde, solches schon des übeln Leumunds halber ihrem Gemahl nicht länger verbergen möchte. Da sahe der Ritter denn wohl ein, daß er es anders beginnen müßte, stellte sich wehmüthig als Einer, der das Unrecht seines Begehrens einsieht, aber demselben nur mit Schmerzen entsagen mag, und gelobte ihr, nie mehr eine unerlaubte Neigung von ihr zu fordern, sondern vielmehr

ihre Nähe zu meiden. Er wußte es aber bald bei Hofe dahin zu bringen, daß ihrem Gemahl eine Gesandtschaftsreise in eine ferne Stadt übertragen ward.

Als nun der Beamte von seiner lieben Gemahlin schied, und dieselbe bitterlich weinte und ihn nicht von sich lassen wollte, weil ihr nichts Gutes ahnte, da zog er ein goldenes Kreuzlein hervor und sprach: „Liebes Weib, ich fürchte nichts; aber wie es auch kommen möge, siehe dies Kreuz! Wenn dir dasselbe wieder zu Augen kommt, ehe ich wieder bei dir bin, so magst du um mich trauern, als um einen Todten, denn ich werde es nicht von mir geben, so lange ich lebe!" Er küßte sie noch vielmal innig, und sie gelobte ihm Treue, und Beide weinten, gleich als ob sie einander nie wiedersehen sollten. Darauf ritt der Beamte rüstig zum Nikolaithor hinaus.

Er hatte noch nicht ganz die zweite Tagereise vollendet, als ihn am Abend sein Weg durch einen dichten, finstern Wald führte. Arglos ritt er seine Straße, sinnend, wie er alle Aufträge wohl bestellen möchte; da stürzten plötzlich aus dem Dickicht drei verkappte Reisige auf ihn los, rissen ihn, ehe er sein Schwert zur Wehr ziehen konnte, vom Pferde herab, knebelten ihn, banden ihn quer über seinen Sattel und sprengten mit ihm querwaldein, etwa eine Wegstunde weit. Dann hielten sie vor einem einzeln stehenden Thurme, in dessen Thür der Kerkermeister mit einem großen Schlüsselbunde schon ihrer wartete. Er grüßte sie schweigend, führte sie in den Thurm, öffnete ihnen die Eisenthür eines Kerkers und bedeutete sie, den Gefangenen

hineinzuwerfen. Die Reisigen säumten nicht, fesselten den armen Beamten an die Mauer, fielen dann über ihn her und durchsuchten sein Kleid überall, bis sie das goldene Kreuzlein fanden. Das nahmen sie, gingen fröhlich fort und schlugen hohnlachend die Thür in's Schloß.

Solches Alles geschah auf den Befehl des bösen Ritters, der es zeitig genug — Gott weiß, durch wen? — erfahren hatte, wie der Beamte beim Abschied von seinem Weibe das goldene Kreuz zum Zeichen seines Todes bestimmte. Er hatte demselben die drei Reisigen nachgeschickt, daß sie ihm auf Seitenwegen zuvorkommen, ihn im Walde überfallen und in den ihm gehörigen Thurm werfen möchten. Es war wohl gelungen; der Ritter war im Besitz des goldenen Kreuzes. Doch wagte er dasselbe nicht sogleich zu nützen, um nicht Verdacht zu erregen.

Das treue Weib harrte in stiller Eingezogenheit der Rückkehr ihres Gemahls. Binnen drei Monden hatte er ihr versprochen heimzukehren, aber es verging der vierte, es verging der fünfte Mond, und er kam nicht! Bei Hofe war man besorgt, er möchte durch einen Unfall verhindert worden sein, seine Aufträge zu bestellen, und sendete ihm einen Boten nach. Derselbe war aber ein vertrauter Knecht des Ritters und nahm dessen Vortheil gar trefflich in Acht.

Nach zwölf Tagen kam er wieder und erzählte vor dem Herzoge: „Er habe unterwegs überall nach dem Beamten gefragt und endlich von zwei Kohlenbrennern erfahren, daß sie vor wohl fünf Monden einen

nackten Leichnam und nicht fern davon ein goldenes Kreuzlein gefunden hätten. Wahrscheinlich hätten Räuber den Unglücklichen erschlagen und seiner Kleider beraubt, in der Eile aber das goldene Kreuz wieder verloren. Dieses hätten ihm die Kohlenbrenner auf vieles Bitten gegeben. — Also log der Bote und gab das Kreuz dem Herzoge. Dieser schickte es dem Weibe des Beamten, ob sie dasselbe kännte? Und wie nun die Frau mit lautem Jammern und Weinen das Kreuz wiedererkannte, da war kein Zweifel mehr an der Ermordung des Beamten.

Drei Jahre lang betrauerte die schöne Wittwe ihren Gemahl, nicht Willens, jemals wieder ihre Hand einem Manne zu reichen. Aber der böse Ritter, der sich allmählig ihr wieder genähert hatte, drängte sie mit stürmischen Bitten so lange, bis sie endlich, wiewohl nur ungern und nicht ohne viele Thränen, in die Vermählung mit ihm willigte.

Derweilen litt der gefangene Beamte im Thurme großes Elend. Kein Sonnenstrahl erwärmte die kalte moderfeuchte Luft seines Kerkers, schlecht und unsauber war die karge Nahrung, die man ihm reichte. Er wußte nicht, in wessen Haft er sich befände, aber daraus, daß ihm die Reisigen das goldene Kreuz so gierig raubten, schloß er, es möchte darauf abgesehen sein, ihn um sein liebes Weib zu betrügen, und dieses Kümmerniß lag ihm schwer auf dem Herzen. Da hatte er einmal einen bösen Traum, als hielte ein fremder Rittersmann mit seinem Weibe das Beilager. Erschrocken wachte er auf und rief: „O daß ich noch

einmal in Breslau bei meinem Weibe wäre, so wollte ich gern meiner Seele Heil dafür geben!"

Da erzitterte der Kerker wie von einem Erdbeben, und vor dem gefesselten Beamten stand der Herr der Hölle in seiner gräßlichen Gestalt und Pracht. „Ist dir's Ernst darum, sprach er, so will ich um den Preis deiner Seele dich nach Breslau bis in dein Haus bringen, ehe der Hahn kräht. Bedenke dich kurz, denn der Weg ist weit und Mitternacht bereits vorüber!" — Eine Weile sann der unglückliche Gefangene nach, dann zwang ihn die Angst um sein geliebtes Weib zu der gräßlichen Einwilligung. Alsbald löste der Satan ihm die Fesseln, nahm ihn auf seine Schultern, und hoch durch die nächtlichen Wolken ging die höllische Fahrt, daß die Städte und Dörfer, Berge und Wälder, wie vom Sturmwind weggeweht, unter ihnen zurückflogen.

Nur eine kleine Strecke noch waren sie von Breslau entfernt, da begegnete ihnen ein Gehülfe des Satans, der erstaunte, seinen Meister unterwegs zu finden, und frug, wen er da trage, woher und wohin? und mehr solches. Der Satan gab ihm kurzen Bescheid und hastete sich dann mächtig, die Säumniß wieder einzubringen; aber es gelang ihm nicht. Ehe sie an das Nicolaithor kamen, da flog aus einem nahe stehenden Häuschen ein Hahn auf und krähte laut, daß der Böse seinen Reiter vor Schrecken herabgleiten ließ. Er hatte sein Wort nicht zu erfüllen vermocht und schwang sich brüllend in die ob're Luft.

Der Gerettete aber dankte Gott und eilte, das Herz voll von dem seltsamen Gefühle, das man hat, wenn man nach langer Zeit einmal in seine Heimath wiederkehrt und nicht weiß, ob man da Lust oder Leid findet, seinem Hause zu. Was ihn geträumt hatte, war hier Wirklichkeit; denselben Tag noch sollte die Hochzeit sein. Aber welche freudige Ueberraschung für das treue Weib, als sie ihren vielbeweinten Gemahl wieder an das Herz drückte! Das war nach drei traurigen Jahren ein fröhlich Wiedersehen!

Am Morgen ging der Beamte, den Ritter beim Herzoge zu verklagen, denn die Erzählung seines Weibes, verglichen mit dem, was ihm in den drei Jahren begegnet war, erfüllte ihn mit gerechtem Verdacht. Der Herzog gab sogleich Befehl, den Ritter, so wie den Knecht, welcher dem Beamten als Bote nachgeschickt worden war, zu verhaften, aber Beide waren schon, von des Beamten Heimkehr benachrichtigt, heimlich aus der Stadt entwichen. Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Der Heimgekehrte lebte aber noch lange Zeit glücklich mit seinem holden Weibe.

Zum Andenken an die wunderbare Fahrt und Rettung des Beamten ward vor dem Nicolaithore zu Breslau ein Stein errichtet, auf dessen einer Seite ein Hahn, auf der andern ein Kreuz, und auf der dritten ein eilender Reiter zu sehen ist. Dieser Stein heißt der Hahnenstein.

5.

Bischof Wulfhelm

von

Münster.

Die Sage fällt in die Regierungszeit des Kaisers Ludwig des Deutschen, ohngefähr 855.

In finstrer Nacht bei Sturm und Regen
irrt Kaiser Ludwig durch den Wald.
Die Herbstluft weht so naß und kalt,
und fahrvoll ist's aufs finstern Wegen.
Die Furcht zwar kennt der Kaiser nicht,
doch sieht er's auch nicht ohne Freude,
als durch die Nacht der schwarzen Haide
von fern ein flimmernd Lichtchen bricht.

Er eilt drauf zu mit raschem Schritte
und trifft in Katzenhausen ein,
und klopft am trüben Fensterlein
der ersten, matterhellten Hütte.
Der Pater Wulfhelm wohnte da,
ein Mann mit hochgerechtem Sinne,

der, arm an irdischem Gewinne,
das Pfarreramt des Orts versah.

Kaum hörte er das Klopfen draußen,
da öffnete er rasch die Thür:
„Wer ihr auch seid, willkommen mir!
Das Wetter ist heut feindlich außen.
Was meine Hütte in sich faßt,
das will ich redlich mit euch theilen,
und wollt ihr hier die Nacht verweilen,
räum' ich mein Lager gern dem Gast."

Geschäftig bringt er Trank und Speise,
und während sich der Gast erquickt,
schürt er das Feuer frisch und schickt
ein Lager zu mit regem Fleiße,
und trocknet seines Gastes Kleid,
und als er Alles wohl vollendet,
da setzt er sich zum Tisch und wendet
zum Fremden sich voll Freundlichkeit.

Sie schwatzen lange froh und heiter,
und immer ahnt es Wulfhelm nicht,
daß er mit seinem Kaiser spricht,
denn prunklos sind ja dessen Kleider.
Er sieht ihn blos als Waidmann an,
und als sie sich auf's Lager legen,
da spricht er: „Gottes Schutz und Segen
auf euern Schlaf, ihr Jägersmann!"

Und als der Kaiser früh beim Scheiden
ihm dankt und spricht: „„Nun saget an,
womit ich's euch vergelten kann?""
erwiedert Wulfhelm ihm bescheiden:
„Nicht ist's des Dankes noth bei mir!
Ich konnt' euch ja nur schlecht bedienen,
und ist's euch dankenswerth erschienen,
so dankt dem lieben Gott dafür."

„Doch wollt ihr mir zum Angedenken
zu einem neuen Gürtelband
vom ersten Hirsch, den eure Hand
erlegt, ein Stücklein Leder schenken,
so freut mich's mehr als Geldgewinn."
Er sprach's. Der Kaiser lacht' im Stillen,
verhieß, den Wunsch ihm zu erfüllen,
und schied mit stillvergnügtem Sinn.

Schon war's seitdem an fünfzehn Wochen,
der fromme Pater Wulfhelm sann
längst nicht mehr auf den Jägersmann
und was beim Abschied er versprochen;
da riß sein morscher Gurt entzwei,
und an den Jäger dacht' er wieder:
„Ei wäre — brummt er vor sich nieder, —
der Waidmann jetzt dem Worte treu!"

Und sieh, da hält vor seiner Pforte
ein Herold auf geschmücktem Roß,
begleitet von des Kaisers Troß,
und grüßt mit ehrerbiet'gem Worte

und spricht: „Mein Herr, der Kaiser schickt
den Gurt euch, den vor fünfzehn Wochen
er bei dem Abschied euch versprochen,
und wünscht, daß er euch niemals drückt!“

Der Herold spricht's und überreichet
ihm einen Gurt, mit Gold gestickt
und mit Rubinen reich geschmückt,
und auch ein Schreiben. Wulfhelm neiget
vor seines Kaisers Gruß sich tief,
und liest im Brief mit stiller Freude,
wie ihn des Kaisers Huld noch heute
zum Bischofstuhl nach Münster rief.

Er faltet frohbewegt die Hände
und ruft: „Mein Kaiser will's! Wohlan,
das heil'ge Amt, ich nehm' es an,
will's führen treu bis an mein Ende!
Er sprach's, und redlich hielt er Wort.
Noch segnet Münster sein Gedächtniß
und pflanzt, als heiliges Vermächtniß,
die Sage von dem Gürtel fort.

6.

Die Vierbrüdersäule

bei

Königsberg.

In der Fischhäuser oder Kapornischen Heide ohnfern Königsberg steht seit undenklichen Zeiten eine hölzerne, zwölf Ellen hohe Säule, welche die Vierbrüdersäule genannt wird. Von ihrer obern Spitze gehen vier Arme kreuzweise aus, deren jeder einen bärtigen Kopf mit einem Helme trägt. Die Köpfe schauen alle nach dem Mittelpunkte der Säule, auf welchem ein schüsselförmiger Knopf steht. Wessen Köpfe das aber sein sollen, das weiß die Geschichte nicht, und die Sage ist darüber mit sich auch noch nicht einig geworden.

Im Jahre 1295 — so erzählen Einige — begab sich's, daß Martin von Golin, ein tapferer Ordensritter mit vier seiner Waffenbrüder, Dyvel, Stobemel, Kudare und Nakaim, eine Mahlzeit im grünen Walde

hielt. Wie sie nun arglos speiseten, wurden sie unversehends von einer Schaar Sudauer überfallen und vier von ihnen erschlagen, ehe sie sich aufraffen und zur Wehre setzen konnten. Nur Golin war mit Mühe entkommen. Der hinterbrachte dem Orden die traurige Mähr und forderte sie auf, blutige Rache zu nehmen an den Sudauern; auf der Sterbestätte seiner erschlagenen Waffenbrüder aber errichtete er ein schwarzes Kreuz. Statt dessen ließ später der Landmeister Querfurt die Säule errichten.

Eine andere Sage lautet so: In stolzer Siegsgewißheit hatten die Ordensbrüder auf ihrem ersten Zuge gegen die Sudauer nur wenig Volk in's Feld geführt und erlitten eine große Niederlage. Diese zu rächen, fielen vier starke Ordensbrüder, Martin Goblin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachias Koblenz, mit einer tapfern Schaar bei Nacht in Sudauen ein, wo sie an die neunzig Vornehmen des Landes, welche sich auf einem Bankett berauscht hatten, in tiefem Schlafe erschlugen und reiche Beute wegtrugen. Zum Andenken an diese kühne That ward den vier Ordensbrüdern die Säule gesetzt.

Noch sagen auch Einige, es wären dort vier Brüder hingerichtet worden, Andere wieder, es wären vier Brüder von dort aus in die Welt gegangen und hätten nach Jahren sich dort wieder getroffen. So ist die Sage nicht mit sich einig.

Das Domainenamt in Kaporn muß die Säule, wenn sie umgeworfen oder beschädigt wird, wieder

aufrichten und ausbessern lassen, wobei sonst viele Ceremonien üblich waren, welche aber jetzt veraltet sind bis auf eine, nemlich daß die Zimmerleute, die an der Säule bauen sollen, dieselbe zuvor feierlich grüßen.

7.

Die Elbjungfer
zu
Magdeburg.

In Magdeburg vorzeiten ließ
  sich oft ein Mägdlein seh'n,
das man gleich wie ein Englein pries,
  so lieblich war's und schön.
Ihr Antlitz war wie zartes Wachs,
  ihr Aug' wie Aether klar,
und blond umfloß, wie goldner Flachs,
  den Hals das Lockenhaar.

Sie trug ein hochgeschürztes Kleid
  von wasserblauem Sammt,
ihr Schürzlein, kaum zwei Spannen breit,
  war weiß und goldgeflammt.
Ihr Mieder war schön lichtegrün
  wie junges Nixengras,
auch war, so oft sie nur erschien,
  der Rocksaum unten naß.

Sie kam, ein Körbchen an der Hand,
zu Markt und kaufte ein
Fleisch, Zugemüße allerhand,
und Brod und Obst und Wein,
und zahlte jedes Mal den Preis
in blanken Gulden aus,
und trug mit unverdroßnem Fleiß
den schweren Korb nach Haus.

Wohl mancher Jüngling suchte sich
in ihrem Aug' sein Glück,
doch sittsam und verschämt entwich
sie jedem Liebesblick.
Nur einem Fleischerburschen schien
in Lieb' sie zugethan,
denn oft von ferne sah sie ihn
mit wärmern Blicken an.

Und einst, als sie durch's Stadtthor ging,
um wieder heim zu geh'n,
da folgte der Gesell ihr flink
und grüßte sie recht schön,
und sprach: „Wohin, du holde Maid?
Wohl ist dein Dorf noch fern?
Willst du, so geb' ich das Geleit
bis heim dir herzlich gern."

Das Mägdlein sieht ihn freundlich an:
„„Das ist euch gern vergönnt;
nur fürcht' ich, daß sich uns're Bahn
zu bald nur wieder trennt!""

Doch achtet das der Jüngling nicht,
und drängt sich ohne Scheu
an ihre Seite eng und spricht
gar süß von Lieb' und Treu.

Und was er spricht, gefällt der Maid,
sie drückt ihm leis die Hand
und flüstert: „„Sieh, 's ist nicht mehr weit
bis dort zum Uferrand.
Komm mit, und ist dir's Ernst um mich,
wohlan, so frag' ich dann
daheim die Brüder, ob ich dich
in's Haus mitbringen kann."

Da fragt der Jüngling: „Aber sag,
wo ist der Brüder Haus?
Was gehst du diesem Wege nach?
Der läuft am Strom hinaus.
Und sag, warum ist stets dein Kleid
dreizollbreit unten naß?
Sag an, du wunderholde Maid,
was doch bedeutet das?

„„Ei sieh, — so spricht das Mägdelein —
wie hast du leichten Sinn!
Sprichst mir von Lieb' und willst mich frei'n,
und weißt nicht, wer ich bin!
Doch weil ich dich gern leiden mag,
so will ich dir's vertraun;
nur aber lasse dir hernach
nicht vor dem Liebchen grau'n.""

„„Tief in der Elb' ist unser Haus,
dort wohnen wir versteckt.
Die Brüder tauchen nur heraus,
wenn Nacht die Fluren deckt.
Ich aber muß zum Märkte geh'n
nach Fleisch und Brod und Wein,
und glaube, seit ich dich geseh'n,
ging ich recht gern hinein!" "

„„Tief in dem Wasser ist es kalt,
da scheint kein Sonnenlicht,
da ist der Nixen Aufenthalt,
der taugt für Menschen nicht;
und nimmer giebt das Element
die Eingebornen los —
Nun sieh, die Klippe, die uns trennt,
ist, ach, so tief, so groß!"

Sie seufzt. Der Jüngling küßt sie heiß
und spricht: „Süß Liebchen mein,
und wär' dein Brautbett kalt wie Eis,
so will ich dich doch frei'n!
Die heit're Luft, das Sonnenlicht,
der Erde grüne Pracht,
ich darb' es gern, es reut mich nicht,
wenn mir dein Auge lacht."

Und ew'ge Treue schwört er ihr
nochmals mit Mund und Hand.
Sie glaubt's und spricht: „„So harre hier
am grünen Uferrand.

Ich will's den Brüdern machen kund,
  daß du mich möchtest frei'n
und tief bei uns im Stromesgrund
  ein Nixenbürger sein.""

„„Drum harre hier, und achte auf!
  denn zeigt sich auf der Fluth
ein Teller und ein Aepflein drauf,
  so ist es Alles gut.
Dann springe nur getrost hinein,
  du sinkst in meinen Arm,
ich führ' dich in mein Kämmerlein
  und küss' und herz' dich warm.""

„„Doch färbt die Fluth sich purpurroth,
  dann, Liebster, wein' um mich!
Dann büßte ich mit blut'gem Tod
  die Liebe gegen dich.
Die strengen Brüder haben dann
  im Zorn mich umgebracht,
weil ich den Fremdling liebgewann.
  Nun, hoff' und hab' wohl Acht!""

Sie blickt' ihn an voll Zärtlichkeit
  und tauchte in die Fluth.
Der Jüngling harrte kurze Zeit,
  da wallt' es auf wie Blut
und schäumt' an's [illegible]er purpurroth.
  Er sah's mit feuchtem Blick
und ging, betrübt bis in den Tod,
  erst spät zur Stadt zurück.

Andere erzählen, die Elbjungfer habe den Fleischergesellen gleich mit in die Tiefe genommen, um ihn ihren Eltern vorzustellen. Zu einem Fischer aber, der ihres Bräutigams Freund war und am Ufer wartete, habe sie gesagt: Wenn ein Teller mit einem Apfel aus dem Wasser hervorkäme, so wäre es gut; färbten sich aber die Wellen roth, so wäre es um sie Beide geschehen. Bald aber habe der Fischer einen rothen Blutstrahl aus dem Wasser emporschießen sehen und zu seiner großen Betrübniß daraus erkannt, daß sein Freund den Eltern der Elbjungfer mißfallen, und sie ihn mitsamt der Braut ermordet hätten.

Auch erzählt man in Magdeburg viel von einer bösen Nixe in der Elbe, welche die überschwimmenden Leute hinunterzieht und ersäuft. Dieselbe läßt sich bisweilen bei hellem Tage sehen, wie sie am Ufer oder auf einem nahen Baume sitzend sich sömmert und die langen, goldgelben Haare strählt. Man hat sie schon mehrmal fangen wollen, aber sobald ihr Jemand naht, schlüpft sie hurtig in das Wasser.

Das Nixenvolk muß dort in der Elbe gar mächtig sein. Einst wollte die Magdeburger Bürgerschaft eine Wasserleitung aus der Elbe in die Stadt bauen und ließ Pfähle in den Fluß einrammeln. Aber da tauchten nackte Männer hervor und rißen alle Pfähle wieder heraus, und trieben es so arg, daß der Bau aufgegeben werden mußte.

8.

Emerentia's Hirsch
zu
Tangermünde.

Vor alter Zeit lebte in Tangermünde (im Stendaler Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg) eine fromme Jungfrau, mit Namen Emerentia Lorenz, welche von ihren Eltern viel Vermögen und unter andern Ländereien auch einen großen Wald geerbt hatte. In diesen ging sie einstmals spatzieren, und da es eben das Pfingstfest und ein sonnenheißer Tag war, ließ sie sich den kühligen Schatten der Bäume so wohl behagen, daß sie immer tiefer waldeinwärts schritt, ohne einem getretenen Wege zu folgen. Erst als es dunkelte, dachte sie an die Heimkehr, aber ach, jetzt sah sie mit Schrecken, wie weit sie in ihrer Gedankenlosigkeit sich verirrt hatte. Nirgends konnte sie einen Ausweg, nirgends die Spur eines Steiges entdecken! Stundenlang irrte sie in großer Angst durch die Gebüsche, bis sie endlich ermattet unter einer Eiche hin=

sank und in einen tiefen Schlaf verfiel. Als sie aber kaum ein Stündlein da gelegen haben mochte, kam ein Edelhirsch durch den Wald heran und sah die Jungfrau unter einer Eiche liegen, nahm sie gar behutsam auf sein mächtiges Geweih und trug sie mit vorsichtiger Eile aus dem Walde heim nach Tangermünde. Vor ihrem Hause ließ er die Schlafende sanft niedergleiten und hielt bei ihr treue Wacht, bis sie munter ward. Wie freudig aber erstaunte da Ementia, als sie sich daheim und an ihrer Seite den Hirsch sah. Sie nahm denselben dankbar in ihr Haus und pflegte sein, und fütterte ihn mit eigner Hand, ließ ihm auch ein goldnes Halsband machen, damit Jedermann ihn erkenne und die Jäger ihn schonen möchten. Denn je zuweilen kam dem Hirsche eine Sehnsucht nach seiner grünen Heimath bei, und er eilte hinaus in den Wald, sich einmal zu tummeln, kehrte aber immer bald wieder zurück in seiner Herrin Haus und blieb bei ihr, bis er starb. Da ließ ihn die betrübte Emerentia im Walde draußen begraben. Sein Geweih aber ließ sie zum steten Andenken in der Nicolaikirche aufhängen, nachdem sie auf demselben ihr eigenes Bild, künstlich aus Holz geschnitten, hatte befestigen lassen. Auch schenkte sie der Nicolaikirche einen großen Strich Waldes, welcher derselben jetzt noch als fruchtbares Ackerland reiche Zinsen trägt und bis diese Stunde das Lorenzfeld heißt.

Später, seit die Nicolaikirche als Lazareth benutzt ward, geschah es oftmals, daß Soldaten und namentlich im Jahre 1806 die Franzosen das Geweih mit

dem Bilde bespöttelten und mit ihren Waffen und Tornistern behingen. Zwar äußerte das Bild durch nächtlichen Lärmen seinen Zorn über die Entweihung, aber in der stürmischen Kriegszeit achtete man wenig darauf, und das Bild wäre wohl zuletzt ganz untergegangen, wenn nicht mehrere fromme Alterthumsfreunde demselben im Jahre 1831 einen ehrenvollen Platz in der Sct. Stephanskirche angewiesen hätten.

9.

Die Saat

bei

Schlebusch.

Diese wohl wahre Begebenheit fällt in das siebzehnte Jahrhundert. — Schlebusch ist ein ansehnliches Dorf im Solinger Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf.

Erweist ein Ehrenmann sich klüger,
als zwanzig pfiffige Betrüger,
und führt er sie recht tüchtig an,
dann lachen alle wack're Leute,
und unsereinem macht es Freude,
wenn man so was beverseln kann.

Beim Kloster Dünnwald lag ein Acker,
der war hübsch groß und trug recht wacker,
und Junker Hall von Schlebusch nahm
so reichen Nutzen von dem Felde,
daß er alljährlich mehr zu Gelde
und schönen Ländereien kam.

Nun aber — war es wohl ein Wunder? —
kam auch den Mönchen je mitunter
ein Lüstchen nach dem Acker an,
so daß sie oft zu halben Tagen
in ihren Zellenfenstern lagen
und luchsend nach demselben sah'n.

Da rief denn oft ein feister Pater
zum andern blinzelnd: „**Mi confrater,**
placetne tibi dieses Feld?"*)
„„Ja, wenn man dies durch Dokumente
dem Kloster einverleiben könnte,
dann wär's um uns gar wohl bestellt.""

Sie räumen die verrußten Briefe
und Dokumente im Archive
wohl zehnmal täglich hin und her,
ob sie darinnen etwas fänden,
womit sie klar beweisen könnten,
daß jenes Feld dem Kloster wär'.

Doch fand sich keine Silbe drinnen,
sie mußten anders was ersinnen
und sannen gar nicht lang daran;
sie schrieben in verjährten Zügen
ein Dokument voll frecher Lügen,
und hingen falsches Siegel dran.

---

*) Lieber Bruder, gefällt dir dieses Feld da?

Und daß die Schrift ganz ächt erscheine,
gab ihr der Rauchfang erst die Bräune,
und dann des Kellers dumpfe Luft
mußt' auch bei mit ihr Scherflein tragen,
und gab der Schrift in wenig Tagen
den modrigen Urkundenduft.

Nun ging's zum Junker ohne Säumen:
„Seht, lieber Herr, was man beim Räumen
in dem Archive aufgestört!
Daraus erhellet klar und deutlich,
daß euer Acker unabstreitlich
dem Klostergute angehört."

Da macht der Junker große Augen:
„„Was soll der schwarze Wisch? Wir brauchen
hier wahrlich keine Schreiberei!
Das Feld ist mein seit langen Jahren,
ihr mögt euch jedes Wort ersparen,
denn ihr gewinnt kein Zoll dabei!""

So stöbert er die Klosterbrüder,
doch schlägt er ihr Gelüst nicht nieder,
sie fordern ihn vor das Gericht,
verweisen auf die Dokumente,
in denen Alles deutlich stände,
und pochen drauf und weichen nicht.

Die Schöffen können nicht entscheiden,
die Mönche schimpfen laut und streiten
und droh'n dem Junker mit dem Bann;

der wird zuletzt des Haders müde
und bietet ihnen Ruh' und Friede
mit folgendem Vergleiche an:

Er wolle, übeln Leumunds wegen
und um den Streit kurz beizulegen,
zurück von seinem Rechte geh'n
und ihnen seinen Acker schenken,
doch sollten sie auch billig denken
und ihm die Saat noch zugesteh'n.

Die frommen Mönchlein dachten billig
und waren dazu gern gewillig,
und lachten heimlich in den Bart,
als der Vertrag von beiden Seiten
besiegelt und mit heil'gen Eiden
vor dem Gericht beschworen ward.

Im Frühjahr also drauf bestellte
der Junker auf dem schönen Felde
die letzte ausbedung'ne Saat.
Die Mönchsschaar zählt im Almanache
bereits die Wochen und die Tage,
bis wann des Junkers Ernte naht.

Und fast mit jedem Morgen gehen
sie an den Acker, um zu sehen,
ob etwas aufgegangen wär',
und endlich geht es auf dem Felde
schön gelbgrün auf, beinah wie Melde,
und wächst und grünt sich täglich mehr.

„Was mag das sein? Das ist nicht Haber
noch Weizen! — Ei zum Guckuck aber,
was für Gesäme ist das wohl?
Das ist nicht Rübsensaat, nicht Linsen,
nicht Kraut, nicht Haidekorn zu Plinsen,
nicht Hanf, noch Lein, nicht Klee noch Kohl!"

Und als die Blättchen größer werden,
da fängt mit grimmigen Geberden
der Pfaffenhaufe an zu schmäh'n;
denn ach, der Junker, doch noch klüger
als zwanzig pfiffige Betrüger,
ließ — Eicheln auf den Acker sä'n.

So waren sie denn arg betrogen
und hatten all' umsonst gelogen,
denn eh' die Eichenernte kam,
da lagen sie längst unterm Grase,
wenn nicht der Böse sie zum Fraße
gleich lebend aus den Zellen nahm.

Sie fingen wieder an zu streiten
und wollten's schlechterdings nicht leiden,
jedoch der Junker Hall bewies
sein gutes Recht aus dem Vertrage,
indem er spöttisch sie die Tage
der Eichenernt' erwarten hieß.

Die Bäumchen wuchsen gut und waren
schon nach Verlauf von zwanzig Jahren
ein allerliebster Eichenwald,

so daß der Junker drinnen jagte,
und schon die Schaar der Mönche sagte:
„Seht da, nun geht's zur Ernte bald!"

Doch als die hohen Rieseneichen,
reif für die Säge, mit den Zweigen
weit über'n Klostergiebel sah'n,
da deckten längst schon Leichensteine
der Mönche modernde Gebeine,
und Niemand dachte mehr daran.

10.

Der Bergmann
von
Benshausen.

Vor geraumer Zeit, als der Marktflecken Benshausen (im Schleusinger Kreise des Regierungsbezirks Erfurt) noch ansehnlichen Bergbau trieb, begab sich's einmal, daß ein Häuer des Sonnabends früh zur Beichte ging, um den Sonntag darauf das heilige Abendmahl zu genießen. Er wußte nun zwar recht wohl, daß es keine feine Zucht ist, wenn man an dem Beichttage um zeitlichen Gewinn arbeitet, statt mit Gebeten und frommen Gedanken sich vorzubereiten, daß man als ein wohlgeschickter Gast beim heiligen Mahl erscheine; doch er wollte die wenigen Groschen Lohn nicht einbüßen, und that seine Mittagschicht wie gewöhnlich. Als er aber kaum in die Teufe vor das Ort war, da ereilte ihn die Strafe seines habsüchtigen Leichtsinns, denn die ganze Strecke ging zu Bruche und verstürzte ihn an die zehn Lachtern tief. Er war

nicht zu retten, auch sein Leichnam nicht aufzufinden, denn ob auch die Häuer Tag und Nacht unermüdet nachgruben, so konnten sie doch nichts gewältigen, da die vollige Bergart immer nachstürzte.

Wohl hundert Jahre darauf wurden die Häuer einer benachbarten Fundgrube auf die verstürzte Strecke durchschlägig und fanden da einen Häuer auf dem Gesteine liegend, als ob er schliefe. Sein Antlitz war noch lebensfarbig, und sein Haar und Bart ungewöhnlich lang, also daß die Häuer sich fast vor ihm entsetzten; doch traten sie näher und rüttelten ihn. Da schlug er die Augen auf, wie Einer, der aus tiefem Schlafe erwacht, und frug, ob die Glocken schon zusammengeschlagen hätten, er habe gestern gebeichtet und wolle heut zum Tische des Herrn gehen. Die Häuer sahen einander verwundert an und bedeuteten ihn, daß heut kein Sonntag und kein Hochamt sei, sondern ein Werkeltag. Aber er schien das nicht zu hören, sondern begehrte, sie sollten ihn in die Kirche führen, denn er wolle das heilige Mahl nicht versäumen. Hierauf führten ihn die Häuer aus der Grube und in die Kirche, und holten den Pfarrer, daß er ihm das heilige Abendmahl spenden möchte. Derselbe war ihnen gern zu Willen, und der Häuer genoß die himmlische Speise mit frommer Andacht, und seine Augen leuchteten dabei, als ob ihm das Sacrament die innerste Seele erquickte; sobald aber der Priester mit dem Kreuzeszeichen ihn gesegnet hatte, da sank er zusammen, und nichts blieb von ihm, als ein Häuflein Leichenasche.

Der Geistliche und die Häuer standen tiefergriffen

von dem Wunder. Sie wußten nicht, was es mit dem aufgefundenen Häuer für eine Bewandtniß gehabt, und wer er sei. Als sie aber deshalb in dem Bergbuche nachschlugen, da fanden sie, daß es der unglückliche Häuer sei, welcher an einem Sonnabend vor hundert Jahren gebeichtet hatte und darauf verstürzt worden war. Am andern Tage ward seine Asche unter großem Zulauf begraben.

11.

Der Edelfalke
auf
Ottmachau.

Das alte Schloß Ottmachau an der Neisse, im Grottkauer Kreise des Regierungsbezirks Oppeln, gehörte sonst den Bischöffen von Breslau, welche es durch Burggrafen oder Vögte verwalten ließen. Die hier erzählte Begebenheit fällt in das dreizehnte Jahrhundert.

Im Schlesierland auf Ottmachau
saß Ritter Bielefeld,
vom Bischoff über Schloß und Gau
zum Voigte wohlbestellt,
der konnte sich bei Spiel und Wein,
auf Jagden und Banketten freu'n,
und doch oft war sein Auge trübe,
denn ach, — ihn folterte die Liebe.

Seit zween langen Monden lag
die schönste Neisserin,

Elwine, Fräu ein von dem Hag,
ihm tief in Herz und Sinn.
Er dachte immer nur an sie
und sparte weder Gold noch Müh,
um vor den Nebenbuhlern allen
dem stolzen Fräulein zu gefallen.

Bald ritt er auf geschmücktem Roß,
in Sammt und Hermelin,
gar stattlich mit der Knappen Troß
vor ihren Fenstern hin.
War irgendwo ein Adelstanz,
da überbot' er All' an Glanz,
durch stolzes Prunken und Verschwenden
den Sinn des Fräuleins zu verblenden.

Bald schenkte ein Geschmeid' er ihr,
bald einen güldnen Ring,
und war erfreut, wenn er dafür
ein freundlich Wort empfing,
und dachte dann manch langen Tag
im Rausche süßer Hoffnung nach,
wie er die Schöne wohl auf's Neue
mit köstlichem Geschenk erfreue.

Das Fräulein nahm die Spenden an,
und dünkte sich darob,
und zollte wohl dem Rittersmann
dafür oft lautes Lob,
doch heimlich trieb ihr stolzes Herz
mit seiner Liebe bösen Scherz,

und sah ihn spöttisch ohn' Erbarmen
fast bis zum Bettelstab verarmen.

Des Ritters Lieb' und Unbedacht
gab mit entzücktem Sinn
zu Spenden und zu eitler Pracht
sein ganzes Habe hin,
und ward er aus dem Rausch erst wach,
als ihn mit jedem neuen Tag
die Schaar der Gläubiger bedrängte
und ihn mit bittern Reden kränkte.

Sie pfändeten das schöne Schloß
in wenig Tagen aus,
und zogen ihm das letzte Roß
aus seinem Stall heraus,
und räumten Scheu'r und Keller leer,
und ließen ihm nichts übrig mehr,
als was ein Ritter brauchte eben,
um karg und kümmerlich zu leben.

Jetzt wich von ihm die Dienerschaar,
er blieb allein im Schloß,
und nur ein Edelfalke war
sein treulicher Genoß,
der wich von ihm nicht Tag noch Nacht,
war sein Gehülfe auf der Jagd
und mühte sich durch Schmeicheleien
des Ritters Kummer zu zerstreuen.

Drum liebte ihn der Ritter mehr,
als seinen Augenstern,
und, selbst oft darbend, theilte er
mit ihm die Mahlzeit gern,
und sah als einen Freund ihn an,
und fand oft süßen Trost daran,
daß er ihm laut den Kummer klagte,
der noch an seinem Herzen nagte.

Nicht Reu' um das verprunkte Gut
betrübte seinen Sinn,
denn willig gäb' er Leib und Blut
für die Geliebte hin;
jedoch durch seine Armuth jetzt
vor ihr so weit zurückgesetzt!
Das war's, was ihm am Herzen nagte,
und was er seinem Falken klagte.

Einst saß er still und sinniglich
am Schloß auf grünem Plan,
sein treuer Falke schmiegte sich
vertraulich an ihn an;
da kam im angestrengten Lauf
ein fremder Knecht den Berg herauf,
und grüßt' den Ritter schon von weiten,
und sprach gar höflich und bescheiden:

„Das edle Fräulein von dem Hag
grüßt euch viel tausend Mal,
bald kommt sie mit den Jägern nach
und ist schon dort im Thal.

Sie ladet sich zu Gast bei euch
und bittet höflichst auch zugleich,
— mögt ihr den Wunsch nicht übel deuten! —
ein einfach Mahl ihr zu bereiten."

So spricht der Knecht. Von hoher Lust
erglüht des Ritters Blick,
die Liebe kehrt in seine Brust,
die Hoffnung neu zurück;
jedoch zugleich erschrickt er sehr,
denn Küch' und Keller sind ja leer,
und kann er bei dem besten Willen
den Wunsch des Fräuleins nicht erfüllen.

Er sinnet still, und blickt voll Harm
den treuen Falken an,
da reitet mit der Jäger Schwarm
das Fräulein schon heran,
und schwingt herab vom Zelter sich,
und grüßt den Ritter freundelich:
„Hat's euch gefallen, mein Begehren
gastfrei wie sonst mir zu gewähren?"

Der Ritter seufzt dazu, und spricht
nicht ohne Scham und Leid:
„„Mein edles Fräulein, zürnt mir nicht,
daß noch kein Mahl bereit!
Ich bin so arm, das wißt ihr ja,
nichts hab' ich als den Falken da,
und hätt' ich diesen schlachten sollen?
Gewiß, das werdet ihr nicht wollen!""

„Ei doch! — spricht jene drauf und lacht, —
das Beest verdient's wohl nicht,
daß ihr solch Wesen mit ihm macht,
und giebt ein gut Gericht!
Drum wenn ihr, wie ihr oftmals spracht,
im Herzen Liebe zu mir tragt,
so gebt den Vogel meinen Leuten,
daß sie ihn lecker zubereiten.“

Da faßt der Ritter voller Schmerz
den Falken an, und weint,
und drückt ihn innig an sein Herz,
als seinen letzten Freund:
„„Vergieb mir, gutes treues Thier!
Du theiltest jede Noth mit mir,
und nicht verdiente deine Treue,
daß ich dich jetzt dem Messer weihe!““

Und zu dem Fräulein kehrt er sich
mit feuchtem Blick: „„Verzeiht,
daß der Verlust des Falken mich
erfüllt mit solchem Leid.
Er war mein letzter, treuer Freund,
und hätt' ich nimmermehr gemeint,
daß ich ihn würde selbst verderben —
Doch ihr begehrt's — so soll er sterben!““

Er reicht den Falken tiefbetrübt
der Knechte Einem hin:
„„Weil's Deiner Herrin so beliebt,
wohlan, so schlachte ihn!““

Gar traurig klingt des Ritters Wort,
schon trägt der Knecht den Falken fort,
da mag das Fräulein ihren Zähren
und dem Gefühl nicht länger wehren,

Und blickt, die Hand gedrückt an's Herz,
den Ritter liebreich an:
„Verzeihung, daß mein böser Scherz
euch also weh gethan!
Nur prüfen wollt' ich euch, ob ihr
auch wahre Liebe trügt zu mir,
und weil ihr euch so wohl bewährtet,
nehmt hin die Hand, die ihr begehrtet!"

Sie reicht die Hand ihm lächelnd hin,
er ist bestürzt von Lust,
dann drückt er mit entzücktem Sinn
das Fräulein an die Brust.
Und rings im Troß der reichen Braut
wird ungemess'ner Jubel laut,
daß doch des Ritters treues Lieben
zuletzt nicht ohne Lohn geblieben.

Nun kehrte in das leere Schloß
der Ueberfluß zurück,
das neuvermählte Paar genoß
ein ungetrübtes Glück.
Des Falken auch vergaß man nicht:
Elwine machte sich's zur Pflicht,
des Tages zwier mit eignen Händen
das beste Futter ihm zu spenden.

12.

Die Leichenflugbahn
zu
Ragnit.

Wie in vielen lithauischen Städten, so sind auch in Ragnit (Kreisstadt des Regierungsbezirks Gumbinnen) zwei Gottesäcker, der eine südwestlich von der Stadt für die deutsche, der andere östlich von der Stadt gelegene für die lithauische Gemeinde. Auf dem Striche zwischen beiden Gottesäckern aber — so geht eine alte Sage — leidet es weder Baum noch Strauch, weder Haus, noch Mauer, noch Zaun oder Hecke, denn die Todten, die im Leben einander befreundet gewesen sind, besuchen sich in stürmischen Nächten und fliegen in der Luft von einem Gottesacker zum andern. Sie fliegen aber nicht hoch über der Erde, und deshalb leiden sie keinen, auch nur wenige Ellen hohen Gegenstand auf ihrem Wege.

Einstmal baute ein Fremder, ohne die Warnungen der Ragniter zu achten, ein Haus auf der Südseite

der Stadt, wo es also im Bereich der Leichenflugbahn lag. Ehe aber das Sparrwerk aufgesetzt ward, da kam einmal eine stürmische Nacht, und — am Morgen lagen die starken Mauern des neuen Hauses in Trümmern, da doch etliche armselige und wandelbare Hütten, die wenige Schritte davon, aber den Leichen nicht im Wege standen, den Sturm ohne allen Schaden ausgehalten hatten. Da ergriff den Bauherrn ein heimliches Grausen, aber er schämte sich, jetzt durch Schaden klug werden zu sollen, nachdem er das viel wohlfeiler durch die Ragniter Warnung hätte werden können, und versuchte, den Todten zu trotzen. Er ließ also das Haus noch einmal aufbauen, und noch stärker und fester als erst; aber — wie es wieder bis an das Dach war, trat eine stürmische Nacht ein, und am Morgen lag das Haus wieder in Trümmern. Nun wich der Bauherr der Macht der Todten und baute sein Haus ein wenig seitab, so daß es nicht mehr in dem Striche zwischen den Gottesäckern lag. Dort hat es viele stürmische Nächte unbeschadet ausgehalten und steht heute noch.

Es muß aber die Flugbahn der Todten gar genaue Grenzen haben. Denn einmal wollte ein Bürger von Ragnit eine Scheuer südlich von der Stadt bauen, und da er ein Sonntagskind, und ihm also die Geister sichtbar waren, so beobachtete er in einer stürmischen Nacht den Flug der Todten genau und steckte sich ein Zeichen ab, damit er mit seinem Baue ihnen nicht in den Weg geriethe. Er mochte dabei aber doch um ein Paar Ellen zu knapp gekommen sein, denn als die

Scheuer fertig war, und in einer Nacht der Sturm tobte, da war am Morgen darauf die Ecke des einen Scheunengiebels morsch weggerissen. Alsbald ließ der Besitzer denselben einrücken, und nun blieb er unbeschadet. Aber eine kleine Dachspitze der Scheune ragt heute noch in die Flugbahn der Todten, und so oft eine stürmische Nacht ist, reißt es dieselbe herunter, so daß der Besitzer sie wohl hundertmal im Jahre ausbessern lassen muß.

13.

Ursprung und Name

der

Stadt Baldenburg.

Die alte Stadt Baldenburg (Baldeolde), am Belziger See, im Schlochauer Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, führt in ihrem Wappen ein Frauenbild, das Blumen in den Händen hält. Im Munde des benachbarten Landvolks heißt die Stadt heut noch: de Ball.

Einst herrschte im preußischen Land
ein Fräulein, schön Huldchen genannt,
ein Mägdlein, durch Reize der Jugend
und Schönheit und züchtige Tugend
im Lande gar rühmlich bekannt.

Wohl warben der Junkerchen viel,
doch keiner gelangte zum Ziel,
denn unter den goldenen Zöpfchen
trug Huldchen ein schnippisches Köpfchen,
dem Keiner von allen gefiel.

Sie sagte zu Jedem: „Wohlan,
du bist mir willkommen als Mann!
Doch mußt du der Laune dich fügen,
im Ballspiel mich erst zu besiegen,
bevor ich umarmen dich kann!“

So sprach sie, und lachte, wie fein,
sich höhnisch in's Fäustchen hinein.
Natürlich, im Spiel mit dem Balle
besiegte die Flüchtige Alle,
und konnte drob sorgenlos sein.

Sie schlug in die Lüfte den Ball
mit starkem, gewaltigen Prall,
und wenn er zur Erde sank nieder,
dann husch, und da fing sie ihn wieder
in's Netzchen im jählingen Fall.

So hatte sie oft schon gesiegt,
und war drob im Herzen vergnügt,
und rühmte sich schelmisch: „Nie findet
sich Einer, der mich überwindet,
so lange mein Bällchen noch fliegt!“

Wie aber ward Huldchen so zahm,
als nur erst der Richtige kam,
ein Junker mit feurigen Blicken,
geschaffen, ein Weib zu beglücken,
der auch von dem Fräulein vernahm.

Flink nahm er das Netz und den Ball,
und schlug ihn und fing ihn im Fall,

und zeigte sich wacker im Spiele,
und fragte dann, ob ihr's gefiele,
und reicht' ihr das Netz und den Ball.

Wohl schlug ihn schön Huldchen noch höh'r,
doch schwitzte sie heute so sehr,
und war so bestürzt wie im Traume,
und lief auf dem grasigen Raume
wie blind mit dem Netze umher.

Der Ball fiel am Fangnetz vorbei —
Der Junker mit Siegesgeschrei
umarmte die holde Besiegte,
die gern an die Brust sich ihm schmiegte,
und blieb ihr auf ewig getreu.

Und als ihm das Fräulein getraut,
da hat eine Stadt er erbaut,
die den Namen vom Balle bekommen,
und Huldchen in's Wappen genommen,
wie man heut noch in Baldenburg schaut.

14.

Das Weinfaß

in

Gröningen.

„Hör' Andreas, hast Du Zeit, so kann ich Dir Arbeit geben, sollst mir eine innere Wand des Kellers ausbessern, wo das große Weinfaß liegt!" So redete der Kellermeister den Maurergesellen Andreas an, der in seiner Arbeit geschickt und tüchtig, aber auch schmuck in seinem Aeußern und daher ein Günstling der Mädchen war. Seine fröhliche Laune machte ihn zu einem angenehmen und überall willkommenen Gesellschafter, was er auch bei keiner Gelegenheit zu sein versäumte und sich so an ein sorgenloses, lustiges Leben gewöhnte. Andreas nahm die Arbeit an, denn er arbeitete gern, hier that er es aber noch williger, als sonst, er wußte selbst nicht warum, aber der Gedanke an das Weinfaß mochte wohl die Ursache sein, ohne daß er sich derselben deutlich bewußt war. Da der Kellermeister den Fleiß und die Geschicklichkeit des Gesellen kannte, ließ er ihn fast den ganzen Tag allein und kam nur dann in den Keller, wenn er selbst

Langeweile, oder mit dem Gesellen zu scherzen Lust hatte. — Die Reparatur sah wichtiger aus, als sie wirklich war, und noch vor Abend hatte sie Andreas geendet. Für voll sollte ihm der Tag gelohnt werden, daher er bis zum Feierabende noch im Keller zu verweilen gedachte. Müßig und müde betrachtete er sich nun gemächlich das Ungeheuer eines Weinfasses und las seine Aufschrift, welche meldete, daß es der bau- und prachtliebende Bischoff Heinrich Julius von Halberstadt zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Michael Werner aus Landau, der auch Verfertiger des großen Heidelberger Weinfasses gewesen, in einem dazu besonders errichteten Keller auf dem Schlosse zu Gröningen hatte bauen lassen. Andreas, selbst Baukünstler, wollte auch die Größe des Fasses wissen und fand mit seinem Maßstabe, daß es 30 Werkschuhe lang und 18 dick war. Er betrachtete die eisernen Schienen auf den Reifen, deren Gewicht er gegen 124 Ctr. schätzte. Endlich fiel es ihm sogar ein, die Schrauben zu zählen, womit die Reifen befestiget waren, ward aber dieses langweiligen Geschäftes bald müde, denn 955 Schrauben zu zählen war keine Kleinigkeit. Noch weniger fühlte er Lust, das Gewicht des Fasses, 636 Centner, zu berechnen, sondern er fühlte in sich eine große Sehnsucht, von den 141 Fudern guten Weines, den der Faßriese in seinem Bauche barg, etwas zu sich zu nehmen, um sich nach seinem Tagewerke zu erquicken! So viel er dazu brauche, meinte er, würde man nicht vermissen. Der Rebensaft war ein edles Gewächs und mundete ihm; er trank und trank, bis der Weingeist und die Kellerluft ihn betäubte und neben das Weinfaß bettete.

Da die Feierabendzeit längst vorüber war, und Andreas noch nicht aus dem Keller kam, stieg der Kellermeister hinab und — sah sogleich, was hier vorgefallen war. Lieg' und schlaf! brummte er für sich in den Bart und verschloß den Keller, denn Lärmen darob zu erheben fand er nicht räthlich, weil auch er über seine Nachlässigkeit in Beaufsichtigung des Maurers zur Verantwortung gekommen wäre; aber früh wollte er ihn aus dem Keller lassen und derb ausschelten.

Andreas schlief wie ein Erschlagener, und nur erst die Mitternachtsstunde weckte ihn aus seinem Taumel! Er rieb sich die Augen und stierte vor sich hin, aber ringsum war undurchdringliche Nacht! Wie ein Blinder tappte er umher, um irgend einen Ausgang und Licht zu finden, denn daß er im Keller gearbeitet, getrunken und geschlafen habe, konnte sich sein noch wirrer Geist nicht deutlich denken! Nachdem er mehr als einmal gestolpert und sich an den Kopf gestoßen hatte, fand er endlich die Thür, aber verschlossen. Da es mit jeder Sekunde heller in seinem Kopfe wurde, begriff er bald, daß er nicht klopfen dürfe, wenn er sich nicht verrathen wolle, und — Geduld das Beste sei. Um diese zu üben, setzte er sich auf eine steinere Erhöhung unweit der Thüre und tröstete sich bei entstehendem Durste mit der Nähe des Weinfasses.

Noch hatte er nicht minutenlang gesessen, als er in der einen Kellerecke ein weißes, aus dem Boden aufsteigendes Licht erblickte, das nach und nach den ganzen Kellerraum erhellte. So furchtlos und keck sonst auch Andreas war, fing es ihm doch an schauerlich zu werden,

und als endlich in der Mitte des Lichtkreises sich ein kaum 2 Spannen hohes, erdfahles Männchen aus dem Kellersande gleichsam hervorwühlte, standen ihm die Haare zu Berge! Schnell machte er, als ein guter Christ, das Zeichen des Kreuzes und glaubte nun, vor allen bösen Geistern sicher zu sein.

Sei ohne Angst und Furcht, redete ihn die Zwerggestalt an, Du gefällst mir, und was Du verlangst, will ich Dir geben, denn ich bin ein Fürst der Freigeister! Andreas war genügsam, und verlangte nichts weiter von seiner erdherrlichen Hoheit, als ihn aus dem Keller zu lassen.

Du verlangst wenig, entgegnete das Erdmännlein, und Dein Wunsch sei erfüllt. Und wenn Du etwa wieder einmal Durst nach einem Trunke aus dem Fasse spürest, so klopfe nur um Mitternacht mit dem linken kleinen Finger an den Mittelnagel des Thürschlosses dreimal, und ich werde Dir öffnen. Nun öffnete der Zwergkönig die eiserne Thüre, und Andreas lief, ohne sich umzusehen, so schnell es ihm die Finsterniß nur gestattete, und kam, nachdem er nur erst wieder freie Luft geathmet hatte, glücklich in seine Wohnung, wo er bei allen Heiligen gelobte, dem großen Fasse und dem Erdmännchen in seinem Leben nicht wieder nahe zu kommen.

Nach wenig Stunden Morgenschlaf ging Andreas zum Kellermeister, um ihm zu sagen, daß die aufgegebene Arbeit fertig sei und er sich nur sein Handwerkszeug, das er gestern im Keller liegen lassen, holen wolle, aber der Kellermeister hatte sich gestern etwas später und

ärger, als Andreas, betrunken und schlief noch an seinem Rausche. Als das Andreas hörte, machte er eine geheimnißvolllächelnde Miene, wie Einer, der einen großen Schatz gefunden, oder großen Vortheil über seinen Feind und Gegner erlangt hat. Der Kellermeister erwachte und ließ sogleich den Maurer rufen, um ihn über die gestrige Geschichte recht auszuzanken, aber wer von der ganzen Rede des eifernden Kellermeisters keine Sylbe zu verstehen schien, war Andreas, der jenen noch überredete, daß er nur davon geträumt habe. Dieß nahm der Kellermeister, seiner Amtswürde eingedenk, gar übel und fragte den Maurer, ob er ihn denn für betrunken halte. Ich, entgegnete dieser mit bedeutsamem Tone und Lächeln, bin es auch nicht!

Ohne weiter zu antworten, nahm der Kellermeister die Schlüssel und ging, die Thüren und die Schlösser zu untersuchen. Andreas trollte, sich einfältig stellend, hinterher und lachte heimlich, als jener alle Thüren und Schlösser in Ordnung fand und gewaltig den Kopf schüttelte! Wunderbar, unbegreiflich! waren die einzigen Worte, die er vor sich hin brummte, aber nicht zu schelten wagte, weil er wol wußte, daß er selbst durch seine nachlässige Aufsicht und durch seine Betrunkenheit sich verantwortlich gemacht habe.

Ich will die Sache nicht weiter untersuchen, wandte er sich nach einigen Minuten mit ruhiger Stimme zu Andreas, aber willst Du ferner bei mir Arbeit haben, so nimm Dich zusammen. Dieser versprach's und wurde anderweit zur Maurerarbeit gewiesen.

Ob ihm diese gleich oft schwer wurde und seine

Müdigkeit nach einem Labsal verlangte, dachte er doch nicht wieder an das Weinfaß, denn nebenan stand ja auch das erdfahle Männchen, und vor diesem hatte er einen gewaltigen Respect. Etwas aber will der Mensch haben, woran er sich ergötzt und seine Freude hat, und einen solchen Gegenstand suchte und fand Andreas bald in Brunhilden, der Tochter eines vornehmen und reichen Bürgers in Gröningen. Zu der Bekanntschaft mit ihr gab ein Bau in ihres Vaters Hause Gelegenheit. Brunhilde, im Ueberfluß und Unabhängigkeit erzogen, achtete weniger auf feinen Anstand und gute Sitten, als auf Genuß ihrer Lust und Sinne! Sie sah den schmucken Maurergesellen, und seine gefällige Gestalt, sein leichter Sinn machten ihn ihr angenehm, und das gab sie ihm nicht undeutlich zu verstehen. Andreas verstand sie und seinen Vortheil und wußte sich dem liebetrunkenen Mädchen bald unentbehrlich zu machen. Brunhildens Vater sah der Tochter Liebesverständniß mit dem Maurergesellen zwar ungern, war aber doch nicht stolz und hart genug, die Liebenden zu trennen, und Andreas wurde seiner Tochter überglücklicher Gatte, dem es natürlich nicht an Neidern fehlte, denn die hübsche, reiche, lebenslustige Dirne hätte gern mancher ebenfalls angesehene und wohlhabende Jungherr heimgeführt. Andreas bemerkte es und freute sich heimlich um so lebhafter seines Glückes! Er legte Hammer und Kelle aus der Hand, hängte sein Schurzfell in den Winkel und begab sich, nach dem Wunsche seines Schwiegervaters, zur Landwirthschaft, damit er nach dessen Tode die schönen Landgüter, die Brunhilde erbte, verwalten könne. Die

neue Lebensweise gefiel ihm und er erlangte darin bald ausgezeichnete Kenntnisse und bewies großen Fleiß, so, daß sich sein Schwiegervater ungemein darüber freute, zumal da die jungen Eheleute mit einander in Fried' und Eintracht lebten.

Je freundlicher das Glück uns lächelt, je glänzender es neben uns hergeht, desto unerwarteter zeigt es uns seine tückische Laune. Das sollte auch Andreas erfahren. Brunhildens Vater starb, und mit ihm ihr besserer Sinn. Gefühllos und schnell vorübergehend war ihre Trauer, denn das Gefühl, nun alleinige Herrin eines großen Vermögens zu sein, ließ sie die dankbare Tochter ganz vergessen. Noch grünte nicht des Vaters Grabhügel, als ihre Uebermuth und ihre Sucht, zu glänzen, sie schon in eine sinnlose Lebensweise gezogen hatte. Feste folgten Festen, und es schien, als ob es ihre Absicht sei, nicht wieder zu ruhiger Besinnung zu kommen! Andreas machte ihr darüber gut gemeinte Vorstellungen, die aber das thörige Weib unwillig aufnahm und solche für Beweise seiner abnehmenden Liebe erklärte. Da versuchte es der sorgliche Mann auf andere Weise und legte ihr die großen Rechnungen vor, welche sie für zwecklosen und tollen Aufwand zu zahlen hatte. Auch dieß schreckte sie nicht, und sie entgegnete ihm lachend, daß sie dazu das Geld habe!

Andreas schwieg und mußte bald eine Schuldsumme nach der andern auf seiner Frau Güter aufnehmen, um bald nur noch die Nothdurft zu decken! Für seine Warnungen und Vorstellungen bekam er Vorwürfe und die bittere Bemerkung, daß der ehemalige Maurergeselle

über die Verwendung ihres Vermögens Nichts zu sagen habe. Andreas schwieg und ging, und gewöhnte sich, um sein untergehendes Glück zu vergessen, zum Trunke. Er wollte rasch das Ziel, darauf sein Weib stürmisch zusteuerte, vor sich sehen, damit das Schicksal seine Wendung erhielte, und suchte Brunilden in Festen und schwelgerischem Aufwande noch zu überbieten, und nach wenig Monden entschied das Schicksal über ihn und sein Weib, denn sie wurden von Haus und Hof vertrieben und waren — Bettler!

Du bist Schuld an unserm Unglück, warf Brunilde ihrem Gatten vor; ohne Dich wär' ich noch reich und glücklich —

Und ich, entgegnete dieser mit gleicher Bitterkeit, würde glücklich seyn, wenn ich Dich nie gesehen hätte! Dein Stolz, Deine sinnlose Verschwendung hat uns zur bittern Armuth gebracht!

Solche und ähnliche Reden waren ihre tägliche Unterhaltung, die natürlich ihren Zustand keineswegs erleichterte. Andreas suchte sein Handwerkszeug wieder hervor, aber es lag träge in seiner der Arbeit entwohnten Hand und gab nur einen ganz dürftigen Verdienst! Den leichtsinnigen und sinnlichen Menschen lehrt die Noth nicht beten, sondern — verzweifeln. Andreas dachte jetzt wieder an das Kellermännchen und stand in der nächsten Mitternacht vor der Kellerthüre, klopfte nach der ihm vorgeschriebenen Weise an, und geräuschlos öffnete sie sich. Andreas trat ein. Vor ihm stand der Zwerg in seinem erdfahlen Mantel und hieß ihn mit besonderer Freundlichkeit willkommen.

Gieb mir zu trinken, herrschte Andreas ihn an, denn draußen hab' ich kaum Wasser!

Weiter nichts — fragte höhnisch lachend der Erdgeist; hier ist genug für Deinen Durst; es sind vor kurzem erst neue Vorräthe angekommen, und gab ihm Wein aus dem großen Fasse. Säume aber nicht, warnte er ihn mit aufgehobenem Finger; denn nach Mitternacht kann ich die Thüre nicht mehr öffnen!

Andreas ließ sich das nicht zweimal sagen und zechte nach Herzenslust; aber je mehr er trank, desto begieriger ward sein Durst und ließ ihn nicht an die Zeit denken. Sinnlos sank er vor dem Fasse nieder, die Mitternachtsstunde ging vorüber und das graue Männlein war verschwunden.

Den neuen Wein zu kosten war Abends vorher der Kellermeister auch in den Keller gegangen und hatte sich, um ungestört des Getränkes Geist und Güte zu prüfen, eingeschlossen; aber auch er war, trotz seiner Meisterschaft, wie ein Lehrling im Trinken besinnungslos zu Boden gesunken. Nach Mitternacht erwachte er, und Schreck und Grauen rieselte durch seine Glieder; denn unweit von sich hörte er ein gewaltiges Schnarchen und Rasseln. Da er wußte, daß er allein herabgestiegen war und durch die verschlossene Thür Niemand nachkommen konnte, hielt er das Geräusch für Geisterspuk, half sich durch mancherlei Windungen in die Höhe, schwankte nach der Thüre, und mit Einem Schritte war er außer derselben. Erlöst von dem Geisterspuke und durch die frische Luft zur vollen Nüchternheit gebracht, kam er doch auf die Vermuthung, daß es

mit dem Schnarchen natürlich zugegangen seyn könne, und kehrte am Morgen mit einer Anzahl von Knechten zurück in den Keller und ließ, unter dem Vorwande, daß er seinen Ring hier verloren habe, alle Winkel durchsuchen.

Unterdeß war auch Andreas von seinem Weinrausche erwacht und, als er das Rasseln an der Thüre hörte, auf das große Weinfaß gestiegen und hatte sich darauf still niedergelegt. Hier konnte er, sich ruhig verhaltend, nicht leicht entdeckt werden; aber Andreas hatte den unklugen Einfall, während der Kellermeister im hinteren Theile des großen Kellers suchte, an der Vorderseite des Fasses herabzuspringen, um durch die Thüre zu entwischen. Aber der Sprung mißlang und preßte dem Unglücklichen unwillkührlich einen dumpfen Schrei aus. Schnell wandten sich die Sucher um, und Andreas war in ihren Händen! Darob jubelte Niemand mehr als der Kellermeister; denn nun war ihm eine Gelegenheit geworden, die selbstverschuldeten Weinveruntreuungen auf Andreas zu bringen und so zugleich an ihm Rache zu nehmen, weil er ihn früher einmal ziemlich unsanft, wegen unsittlichen Begehrens von Brunhilden, aus dem Hause geworfen hatte. Der Kellermeister meldete den Vorfall so breit und gehässig, als nur möglich, dem Bischof und freute sich schon im Geiste des Verdammungsurtheils über den Gefangenen und der Belobung, die er selbst wegen seiner Aufmerksamkeit im Dienst erhalten werde. Der Bischof aber, ein feiner und oft heiterer Geist, entdeckte bald das Gehässige und Partheiische in der Anklage seines Kellermeisters und ließ

daher den Gefangenen vor sich selbst führen. Andreas erzählte ehrlich von seiner Arbeit im Keller, und wie er den Wein gekostet habe, und, an den Hochwürdigen Herrn Bischof denkend, endlich eingeschlafen sey! Von dem Erdmännlein aber verrieth er kein Wort; denn er hatte früher einmal gehört, daß der geistliche Herr kein sonderlicher Freund und Gönner von der Art Gesellschaft wäre! Dem Bischof machte die Aussage des Maurers Vergnügen und er befahl, daß man ihm, weil er unerlaubt und unmäßig aus dem großen Weinfasse getrunken, diesen Abend gesalzene Fische als Fastenspeise gebe, ihn dann die Nacht hindurch in den Keller sperre, in selbigem aber zuvor das große Faß und alle andern Fässer sorgfältig versiegle. Was weiter mit dem Sünder werden solle, werde er morgen bestimmen! Der Kellermeister fand das Strafurtheil viel zu gelinde; da er aber nicht widersprechen konnte, sorgte er nun wenigstens dafür, daß ein wüthender Durst dem Andreas eine schreckliche Nacht bereiten solle! Dieser dankte dem Hochwürdigen Herrn Bischof für die gnädige Strafe, verzehrte seine Fische und ging, zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber ruhigem Sinne, in den Keller, denn er hoffte auf des Erdmännchens Hülfe!

Der Kellermeister versiegelte sorgfältig alle Weinfässer und auch, was ihm nicht befohlen, die Thüre, damit ihm ja sein Feind nicht entgehen könne!

Am Morgen schickte der Bischof einen seiner Diener zu dem Kellermeister mit dem Befehl, den Gefangenen aus dem Keller in ein ordentliches Gefängniß zu führen und ihm Speise und Trank zu geben. Der

Kellermeister und seine Knechte, zu denen sich auch des Bischofs Diener gesellte, stiegen hinab, lösten die Siegel von der eisernen Thüre, fanden das große Weinfaß und alle andern Gefäße unversehrt, aber — keinen Gefangenen; denn diesen hatte der Erdgeist getränkt und in der Mitternachtsstunde entfliehen lassen. Aber zu seiner Brunhilde kehrte er nimmer wieder!

15.

Die Jungfrau des Lurlei.

Ueber Goar wälzt der Rheinstrom
zwischen schroffen Felsenhöh'n
seine dunkelgrünen Wogen
wild mit donnerndem Gedröhn;
denn er zürnt, daß er, der freie,
immer sonnenheit're Fluß,
hier durch kalte, finst're Schluchten
krümmen sich und drängen muß.

Wo der Lurleifels*) dem Strome
trotzig stolz das Bett verengt,

---

*) Zwischen Oberwesel und St. Goar.

und mit seinen schwarzen Zacken
  dräuend ob den Wogen hängt,
dorten haben schon die Schiffer
  oft des Stromes Zorn gefühlt,
manches Fahrzeug hat der Strudel
  dort in seinen Schlund gewühlt.

Bei dem Lurlei ist's gefahrvoll,
  und die Schiffer beten dort,
treiben scheu am andern Ufer
  ihren Nachen rascher fort,
lauschen nicht dem süßen Tönen,
  das aus dunkler Tiefe klingt,
denn sie wissen, was es deutet,
  wenn die falsche Nixe singt.

Lore heißt die Nixenjungfrau,
  die am Lurlei wohnt im Rhein
und durch ihren Sang die Schiffer
  in's Verderben lockt hinein.
Vormals saß sie oft zur Nachtzeit
  auf des Lurlei höchsten Höh'n,
aber schon seit langen Jahren
  hat sie Niemand mehr geseh'n.

Freilich in der dunkeln Tiefe
  kos't sich's gar so lieb und traut!
Zärtlich küßt der Buhle drunten
  seine wunderholde Braut,
und sie hängt wie festgekettet
  an des theuern Jünglings Hals,

tauchet aus den grünen Wogen
nicht mehr auf, wie ehemals.

Eh' den Buhlen sie gefunden,
saß sie auf dem Felsenhang
oft in lauen Sommernächten
singend, viele Stunden lang.
Wunderlieblich war ihr Antlitz
und wie Nebel ihr Gewand;
lockend hallten ihre Lieder
weithin in das stille Land.

Mancher edle Jüngling wagte
sich, auf ungewissem Kahn,
um die Liebliche zu schauen,
an den Lurlei kühn heran,
lauschte ihren süßen Weisen,
sah ihr Engelsangesicht,
und gedachte im Entzücken
bald des nahen Strudels nicht.

Alle faßte das Verderben,
keiner kehrte je zurück;
Väter warnten ihre Söhne
ängstlich vor der Nixe Blick.
Aber ach, was hilft das Warnen,
was der Väter weiser Rath,
wenn die wilde Gluth der Liebe
schon das Herz entzündet hat?

Adelhard, der tapf're Junker,
hatte bei dem Salmenfang
einst die Holde sitzen sehen
droben auf dem Felsenhang,
und sein Herz war voll von Sehnsucht
nach der wundervollen Maid;
seines Vaters Warnung dünkt' ihm
allzugroße Bangigkeit.

Heimlich steuert er allnächtlich
nach dem Lurleifelsen hin,
späht mit sehnsuchtsvollen Blicken
nach der schönen Sängerin,
doch umsonst! Die Jungfrau singet
nicht mehr auf der Felsenhöh;
der getäuschte Jüngling steuert
wieder heim mit stillem Weh.

Nur ein treuer Knecht begleitet
ihn auf seiner kühnen Fahrt,
mahnt ihn oft, daheim zu bleiben,
mahnt ihn ab auf alle Art:
„Herr, o denkt an euern Vater!
Spart ihm solches Herzeleid!
Und fürwahr! am Narrenseile
gängelt euch die falsche Maid!“

„„Nur noch einmal! — spricht der Junker —
nur noch einmal fahr' mich hin!
Ist's umsonst, nun sieh, dann glaub' ich,
daß ich der Betrog'ne bin.

Nur noch einmal nimm das Ruder!
 Still und mondhell ist die Nacht,
und ich lese freud'ge Hoffnung
 aus der Sterne goldner Pracht.''"

Und der Diener nimmt das Ruder,
 stößt den Nachen seufzend ab,
fährt ihn schweigend und bekümmert
 nach dem Lurleifels hinab.
Hoffend hängt des Junkers Auge
 unverwandt am Felsenhang,
wonnig klingt in seine Ohren
 der ersehnte Nachtgesang.

„Hörst du ihre süße Stimme?
 — ruft der Junker wildentzückt —
siehst du, wie ihr holdes Auge
 sehnlich auf mich niederblickt?
Oeffnet sie mir nicht die Arme?
 Jetzt! sie winkt! — Ich muß hinan! —
Nicht so lässig! rud're rascher,
 treibe dort den Nachen an!"

Aengstlich warnt der treue Diener,
 doch der Junker hört es nicht,
faßt das Ruder selbst, und steuert
 hastig nach der Felsenschicht;
weh, da faßt den Kahn der Strudel,
 schlingt sein Opfer jäh hinab,
und begräbt die beiden Schiffer
 schäumend in das kalte Grab!

Und die Nixe sieht es lächelnd,
 taucht mit fröhlichem Gesang
in den wilden Strudel nieder,
 der des Jünglings Kahn verschlang,
grüßt den Buhlen in der Tiefe,
 führt ihn in ihr dunkles Schloß,
daß er ewig bei ihr bleibe;
 doch den Diener giebt sie los.

Willig heben den die Wogen
 aus der Tief' und tragen ihn
sicher durch die Felsenzacken
 an des Ufers weiches Grün.
Dort erwacht er von dem Tode,
 Alles dünkt ihm wie ein Traum;
doch bald an die bitt're Wahrheit
 mahnet ihn des Strudels Schaum.

Trauernd kehrt er nach dem Schlosse,
 bringt dem greisen Herrn die Mähr,
daß sein Sohn im Arm der Nixe
 tief im Rhein gefangen wär'.
Und der silberlock'ge Ritter
 wird vor Schrecken todtenbleich,
aber dräuend schwillt die Ader
 an der Stirne ihm zugleich.

Rache, fürchterliche Rache
 schwört er der Verführerin,
zieht alsbald mit seinen Knechten
 an den hohen Lurlei hin

und umstellet rings den Felsen,
lauernd, wenn im Mondenschein
die verhaßte Nixendirne
wieder sichtbar würde seyn.

Und der Mond zieht auf am Himmel,
auch die Jungfrau taucht empor,
und die Reis'gen brechen lärmend
aus den Schluchten rings hervor;
doch sie winket ruhig lächelnd
die erzürnte Schaar zurück
und beginnt, sich schlank erhebend,
freundlich und mit mildem Blick:

„Wen ihr sucht, der ist mein Buhle,
und den laß' ich ewig nicht!
Aus der kühlen Tiefe kehrt er
nie zurück an's Sonnenlicht.
Grüßt den Vater von dem Sohne,
grüßt den Schwäher von der Schnur:
mög' er gütig uns verzeihen,
segnen unsrer Liebe Schwur!"

Sprach's, und an dem Felsen drängten
sich die Wogen hoch hinauf;
lieblich singend trat die Jungfrau
mit dem Nebelkleid darauf,
und umhüllt vom Silberschaume
sank sie in den Strom hinab.
Wunderbar bewegt und schweigend
zogen die Belag'rer ab.

Niemand sah die Nixe wieder
sitzen auf dem Felsenhang,
doch oft hören noch die Schiffer
ihren lieblichen Gesang
und entfliehn mit raschern Rudern,
wie die Stimm' auch lieblich klingt;
denn sie wissen, was es deutet,
wenn die Lurleinixe singt.

16.

Der Questenberg.

Auf dem romantischen Gebirge der Grafschaft Stolberg erhob sich in früheren Jahrhunderten auf einem steilen Gipfel eine feste Burg, deren Besitzer fernhin schauten und Alles, was durch Thüringens güldne Aue wanderte, erspähen und — berauben konnten. Der Wahn jener finstern Zeit baute oft neben solchen Raubhöhlen Klöster, um sich dadurch mit der Kirche für verübte Verbrechen auszusöhnen, und so hatten auch diese Burgherren unweit ihrer Veste ein Mönchs-Kloster gestiftet. Der Ort, wo es stand, heißt noch jetzt die Klause, und des Klosters große Glocke soll, aus dem Schutte hervorgegraben, jetzt noch auf dem Kirchthurme des Dorfes Questenberg hängen. Welchen Namen Burg

und Dorf in jener alten Zeit führten, verschweigt die Geschichte, von der Entstehung des jetzigen aber erzählt die Sage Folgendes:

Knut, ein alter Besitzer gedachter Burg, hatte seine eheliche Hausfrau bei der Geburt eines Mädchens durch den Tod verloren. Er trauerte tief um ihren Verlust und wandte nun dem Kinde seine ganze Liebe zu und gab ihm eine verständige Wärterin. Klara, so hatte der Vater seinen Liebling genannt, gedieh und ward eine Freundin der Blumen. Täglich mußte die Wärterin mit ihr vor die Burg gehen, wo sie im Gebüsche und Walde so viel Blumen pflückte, als sie erreichen und in ihrem kleinen Schürzchen bergen konnte. Da das Kind für nichts Anderes als Blumen Lust hatte und es deren genug in der Nähe der Burg gab, ließ die Wärterin sie eines Tages allein, in der Hoffnung, daß sie, wie sie schon mehrmals gethan, freiwillig heimkehren werde. Heut' aber wurde es Abend, und Klärchen, 4 Jahre alt, war noch nicht von ihrer Blumenlese zurück. Die Wärterin suchte es sorglich, fand es aber nicht in einem weiten Raume um's Thor; sie rufte ängstlich, aber Wald und Felsen gaben spottend ihren Angstruf zurück, und Klärchen — antwortete nicht. Händeringend und schreiend eilte sie in die Burg und erzählte dem Vater, daß das Kind nicht zu finden sey. Wie ein Dolch durchbohrte diese Kunde des Vaters Herz, und alle Burgleute trauerten, denn sie hatten ihren greisen Herrn, der Niemand beraubte, sondern Viele mit milden Gaben erfreute, und sein Töchterchen innig lieb. Schnell wurden Knappen und Burgleute nach

allen Gegenden ausgesandt, um die Verlorene zu suchen und die Bewohner seiner Dörfer aufzubieten, suchen zu helfen. Finstre Nacht sank nieder und die Mitternacht nahte, und Alle kehrten — ohne Klara zurück; dieß traurige Schicksal wiederholte sich mehre Tage, und Ritter Knut saß jammernd auf der Warte und rufte mit fast von Thränen erstickter Stimme hinaus in die finstre Gegend seine Klara.

Die kleine Blumenleserin, sich um Burg, Wärterin und Heimkehr nicht kümmernd, hatte, mit den Blumen vor dem Thore bekannt, neue und noch schönere gesucht und sich so tief und immer tiefer in dem finstern Thale verirrt. Sorglos, das ist der Kindheit glückliches Geschick, entfernte sie sich immer weiter und kam zu einer Köhlerhütte, vor der sie sich in's Gras setzte und von den gesammelten Blumen einen Kranz wand, an dem 2 Quästchen von Blumen herabhingen. Als der Köhler von seinem Meiler heimkehrte, staunte er nicht wenig, ein solch holdes Kind vor seiner schwarzen Hütte zu finden, das ihm freundlich lächelnd, als ob er sein Vater sey, entgegen kam, den Blumenkranz anbot und zu essen verlangte. Der Köhler nahm das liebliche Kind auf seinen Arm und trug es streichelnd in seine Hütte, wo er ihm das Beste, was er nur hatte, vorsetzte, und so es mehre Tage pflegte. Daß sie Klärchen heiße, konnte sie ihm sagen, aber nicht ihres Vaters Stand und Namen. Das galt auch dem Köhler gleich, denn er hätte das herrliche Kind gern für immer bei sich behalten, und das Kind selbst zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, zu seinem Vater zurückzukeh-

ren; denn es wuchsen um die Hütte her viele und schöne Blumen, die sie täglich sammelte und dann vor der Thüre in einen Kranz wand.

Bei diesem kindlichen Vergnügen trafen sie eines Tages einige Bewohner aus dem der Burg zunächst liegenden Dorfe, die ihrem Herrn zu Liebe nochmals zu suchen ausgegangen waren. Ihre Freude, als sie das Kind erblickten, war unbeschreiblich; Jeder wollte es auf seinem Arme dem Vater bringen. Endlich überließ man es dem Aeltesten, und die Uebrigen zogen jubelnd und singend, den Blumenkranz auf einer Stange tragend, vor und neben her. Der Köhler beschloß den Zug.

Noch immer stieg Ritter Knut auf die Warte, zu schauen, ob irgendwo sein Klärchen heimkehre, und stützte den Kopf auf die zitternde Hand. Da ist ihm, als ob in der Ferne sich frohes Geschrei hören ließe und immer lauter werde. „Mein Kind ist gefunden!" ruft er entzückt; „denn wer könnte es sonst wagen, jetzt in der Nähe meiner Burg so zu jubeln, sie muß es seyn!" und mit Jünglingsschnelligkeit eilt er die Stiege hinab, hinaus vor's Thor, und alle Burgleute hinter ihm her, und nach wenig Augenblicken umarmte der glückliche Vater sein Klärchen, die ihm unbefangen einige Blümchen bot.

Nun freut euch mit mir, jauchzte der Ritter seinen Knappen und Dienern zu, trinkt, tanzt, singt und jubelt, bis der Morgen graut. Dieser Weisung folgte man gern, pflanzte auf dem Burghofe die Stange mit dem Blumenkranze auf und begann um sie den lustigen Reihen!

Als am folgenden Tage der laute Jubel geendet, ließ er des Kindes glückliche Finder vor sich kommen und schenkte ihrem Dorfe einen Strich Waldes, und dem Dorfe Roda den Raum, wo man das Kind vor der Köhlerhütte gefunden hatte. Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß erhielten von den Quasten an dem Blumenkranze Burg und Dorf den Namen Questenberg und das Recht, jährlich diesen Tag fröhlich zu feiern.

Dieses Recht üben die Questenberger noch heutiges Tages. Aller 8 Jahre suchen sie sich im Walde die größte Eiche aus, hauen sie am Pfingstvorabend an und nehmen ihr eine halbe Elle vom Stamme alle Aeste, die ihr Eigenthum werden. Am 3. Pfingsttage bringen sie den Stamm vor Sonnenaufgang mit Musik und jubelnder Volksbegleitung auf den Questenberg, was aber bloß mit den Händen und ohne alle Maschinen, Werkzeuge und Thierkräfte geschehen muß. Ist er auf der Höhe aufgerichtet, wird an seiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen, in Wagenradgröße, und an den Seiten 2 Quasten von denselben Zweigen aufgehängt, und nun mit Jubeln, Schießen, Musik und Tanz ein heitres Volksfest gefeiert. Sieben Jahre bekommen die Dorfbewohner, weil sie keine frische Eiche erhalten, dafür eine Vergütung und vertauschen den verdorrten Birkenkranz jährlich zum Feste mit einem neuen.

17.

Die beiden Hufeisen

in der Kirche

zu Schwarzenstein.

In der Kirche des Pfarrdorfs Schwarzenstein oder Schwarzstein im Rastenburger Kreise des Regierungsbezirks Königsberg hängen zwei Hufeisen, sonst eiserne, jetzt hölzerne, als Wahrzeichen dieser Sage. Das Dorf Eichmedien liegt etwa eine Meile von Rastenburg, im Seunsburger Kreise des Regierungsbezirks Gumbinnen.

Schon früh in der gläubigen Vorzeit Tagen,
wo sich der Teufel die Müh' noch nahm
und jezuweilen auf nächtlichem Jagen
der lahmen Justiz zu Hülfe kam;
damals schon schrieben die Wirthe, wie heute,
ohne Gewissen mit doppelter Kreide.

Im Dorfe Eichmedien vornehmlich aber
wohnt' eine Wirthin, die machte gar schlau
aus Wasser Wein und aus Heckerling Haber
und nahm's mit der Kreide auch nicht so genau;
und wollte ihr Jemand die Zeche bestreiten,
dann schwur sie sich ehrlich mit gräßlichen Eiden.

Ja einst, als vier Bauern die Zeche bezahlten
und, weil sich das Bretchen nicht richtig befand,
die Krügerin eine Betrügerin schalten,
da rief sie mit eidlich erhobener Hand:
„Und ist da mein Bretchen nicht richtig, so reite
der Teufel leibhaftig mich selber noch heute!“

So fluchte das Weib mit dem heillosen Munde
sich selber zum Leibroß des Teufels, und sieh,
ihr Fluch ward erfüllt in derselbigen Stunde.
Der Teufel erschien und verzauberte sie
laut lärmend zu einem leibhaftigen Pferde;
vor Schrecken da stürzten die Bauern zur Erde.

Drauf schwang sich der Böse behend auf die Stutte
und ritt sie hohnlachend zum Dorfe hinaus,
und peitschte sie blutig mit feuriger Ruthe,
und ließ mit den zackigen Sporen nicht aus,
und thät so im Sturme nach Schwarzenstein jagen,
allwo er wollt' lassen die Stutte beschlagen.

Er ritt vor die Schmiede, die war schon geschlossen,
der Meister lag längst schon im Bette und schlief;
doch pochte der Teufel, darüber verdrossen,
gewaltig am Thore, und klinkte, und rief:
„Steh auf, Schmied, und laß dir's nicht zehnmal erst sagen,
steh auf, denn du sollst mir die Stutte beschlagen!“

Nach langem Rufen und Klinken und Pochen
  wird endlich der Hufschmied im Neste drin wach
und kommt gar behutsam an's Fenster gekrochen,
  und hustet: „„Jetzt nicht! Kommt wieder bei Tag.
Schon ist's Mitternacht, da beschlägt man nicht Pferde,
auch ist ja das Feuer verlöscht auf dem Heerde.""

Doch mächtig bestürmt ihn der Teufel mit Bitten:
  „Ei, werthester Meister, so thu' mir's zu Lieb'!
Mein Gaul hat schon Schaden am Hufe gelitten,
  dieweil er zu lange ohn' Eisen schon blieb.
Mach hurtig und laß mich nicht länger da lauern,
ich lohne dir's gut, und wie lang' wird's denn dauern?"

Er schlägt an die Tasche, das klimpert wie Gülden,
  und hurtig nun öffnet der Hufschmied das Thor,
und schüret die Kohlen, die kaum erst verkühlten,
  langt Eisen und Hammer und Zange hervor,
und beginnet nun fleißig zu schmieden und feilen,
denn immer ermahnt ihn der Reiter zu eilen.

Bald hat er zwei Eisen gefertigt und passet
  nun draußen der wiehernden Stutte sie an;
doch wie er das Pferd an dem Hufe erfasset,
  da hebt es urplötzlich zu reden an
und flüstert: „Nur sachte doch, Donner und Wetter!
Ich bin ja die Krügersche, liebster Herr Vetter!"

Da schaudert der Schmied und beschielet mit Beben
  den Reiter, und schmiedet, und seufzet dabei,
denn kaum noch kann er den Hammer erheben,

es liegt ihm der Schreck in den Gliedern wie Blei;
und zur Eile stets mahnt ihn der gräßliche Reiter:
„Mach hurtig, du Meister, nun muß ich bald weiter!“

Doch ob er auch Bitten und Flüche verschwendet,
dem Hufschmied will's nicht aus den Händen mehr geh'n,
und eh' er das dritte der Eisen vollendet,
da fangen die Hähne im Stall an zu kräh'n,
und die Stutte verliert ihre pferdigen Glieder,
und wird zur Eichmedischen Krügerin wieder.

Darüber ergrimmet der Teufel und brüllet,
schlägt wüthend die Zitternde hinter das Ohr,
und schwingt sich, mit Feuer und Flammen umhüllet,
im Hui in die nächtlichen Wolken empor.
Die Krügerin aber mit wilder Geberde
krümmt jämmerlich sich wie ein Wurm an der Erde.

Der gräßlichste Wahnsinn hielt sie umfangen,
sie weinte und schrie bei Tag und bei Nacht,
und konnte nicht wieder zur Ruhe gelangen,
bis daß sie ihr Jammer zu Grabe gebracht.
So Gräßliches mußte die Krügerin leiden,
den Wirthen zur Warnung für ewige Zeiten.

Die beiden Hufeisen sind heut noch zu sehen,
in der Kirche zu Schwarzenstein hängen sie jetzt;
doch haben schon Manche, das muß ich gestehen,
in die ganze Geschichte viel Zweifel gesetzt;

und wahrlich! gern glaub' ich an Kobold und Teufel,
doch hieran erlaub' ich mir einigen Zweifel.

Denn ließe der Teufel die Wirth' all' beschlagen,
die doppelte Kreide führen noch heut,
so wäre gewiß schon in wenigen Tagen
kein Eisen zu finden mehr weit und breit.
Und würden die Wirthe erst alle zu Pferden,
was sollte wol dann aus den Hausknechten werden?

18.

Der Wucher-Bäcker
in Berlin.

Die Sage erzählt, daß einst ein Bäcker in Berlin sich durch List und Betrügereien ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Das bewog ihn, sein mühsames Gewerbe niederzulegen und sich dafür durch Wucher ein noch größeres Vermögen auf eine leichtere Weise zu verschaffen. Er verkaufte in dieser Absicht sein Bäckergeschäft und lieh das Geld nur solchen Personen, die es nicht entbehren konnten und ihm daher höhere Zinsen, und endlich das Darlehn doppelt und dreifach zurückzahlen mußten. Diese schändliche Wucherei wurde aber

bald bekannt und der schmuzige Geizhals vermieden. Niemand fragte mehr nach seinem Gelde, und er wurde genöthigt, nun von seinen Zinsen zu leben. Das that seiner harten Wucherseele doch zu weh, um dabei gleichgültig zu bleiben. Er sann auf ein anderes Mittel, um ohne Mühe zu gewinnen und gemächlich von dem Ertrage seiner Betrügerei zu leben, und hatte es bald gefunden, indem er nun selbst von Andern Geld borgen, und diese um Zinsen und Kapital betrügen wollte. Der Erste und Nächste, an dem er seine Schurkerei übte, war der Bäcker Kunz, sein ehemaliger Lehrling, dem er seine Bäckernahrung käuflich überlassen hatte.

Da ich eben kein baares Geld im Hause habe, trat er eines Morgens zu diesem in die Stube, so wärest Du wol so gut, mir nur auf 3 Tage 50 Dukaten zu borgen! Kunz fand ein solches Darlehn gar nicht gefährdet und zahlte ihm ohne Zeugen und Handschrift die verlangte Summe sogleich aus.

Der dritte Tag war vorüber und der Erborger hatte keine Zahlung geleistet. Kunz war darüber eben nicht ängstlich, brauchte aber selbst das Geld in seinen Geschäften und bat Jenen, als er ihm eben auf der Straße begegnete, um gefällige Wiederbezahlung. Da fuhr dieser auf, wie er denn die 50 Dukaten noch einmal von ihm fordern könne, da er doch solche ihm bereits zurückgezahlt hätte. Kunz wußte nicht, ob er wache oder träume, und versicherte, noch keinen Heller wiedererhalten zu haben! Der Wucherer wurde noch heftiger, und es entstand ein so heftiger Wortwechsel, daß dadurch eine bedeutende Menschenmenge herbeigelockt

wurde. Jeder der Streitenden blieb bei seiner Behauptung, an deren Wahrheit bei Kunz Niemand zweifelte. Damit aber war diesem nicht zu seinem Gelde geholfen, was er in so bedeutender Summe nicht missen wollte und konnte, und er brachte die Sache vor den Stadtrath. Dieser ließ den Bäcker vorladen, der auch sogleich mit einer kalten, gleichgültigen Miene und einem dicken spanischen Rohre erschien. Eine Menge neugieriges Volk folgte. Der Bäcker wiederholte hier seine Versicherung, daß er das Geld in die Hände Kunzens zurückgegeben habe und darüber einen Eid ablegen wolle. Die Richter, bei diesem wunderlichen Handel keine andere Auskunft kennend, erkannten auch darauf und daß er sogleich geleistet werden solle.

Um die Hände frei zu bekommen, bat der Bäcker den neben ihm stehenden Kunz, unterdeß seinen Hut und Stock zu halten. Kunz wollte das seinem alten Lehrmeister nicht abschlagen, und dieser sprach nun so heiter die Eidesformel und die in ihr enthaltenen Anrufungen der Gerechtigkeit Gottes nach, daß darüber dem Volke ein unwillkührliches Grausen anwandelte. Der Eid war geleistet und der Bäcker nahm, Kunzen hämisch drohend, daß er es ihm schon vergelten wolle, den Ruf seines guten Namens verdächtig gemacht zu haben, Hut und Stock und verließ die Gerichtsstube! Da fing das Volk laut an von Meineid zu sprechen, und Kunz, außer sich, machte Miene, den Betrüger die Rathhaustreppe (die da war, wo noch jetzt am Rathhause in der Königsstraße eine vermauerte Thür zu ehen) hinunter zu werfen. Dieser aber setzte sich zur

Wehre und schlug mit seinem gewichtigen Rohre so gewaltig auf den Gegner los, daß es zersprang und — die abgeschwornen Dukaten die Treppe hinabrollten. Der Bäcker hatte also zwar buchstäblich recht geschworen, daß er das Geld in seines Gläubigers Hand zurückgegeben habe, indem dieser den Stock mit den Dukaten, während Jener schwur, in den Händen hielt; aber diese jesuitische Abfindung mit dem Gewissen wollte das Volk nicht gelten lassen, sondern hätte den schlauen Betrüger auf der Stelle umgebracht, wenn ihn nicht die Wache in Schutz genommen hätte! Kunz erhielt nun sein Geld zurück und verzieh dem Bäcker, aber der Rath verurtheilte diesen, alle Kosten zu zahlen, zeitlebens einen seidnen Strick um den Hals zu tragen, und dem Scharfrichter, der alljährlich einmal untersuchen sollte, ob er das thue, für seine Mühe jedesmal 50 Gülden zu geben.

19.

Die Taube zu Hörter.

Der 30jährige Krieg drückte auch hart die westphälischen Lande; es wurde unter andern auch die Stadt Hörter von den Kaiserlichen belagert, konnte aber von ihnen nicht erobert werden, daher man endlich beschloß, sie mit schwerem Geschütz zu beschießen und so lange zu ängstigen, bis sie sich ergäbe, und um die Noth der Besatzung und Bürger zu erhöhen, sollte das Beschießen mit einbrechender Nacht beginnen. Als nun der Fähndrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog ihm eine Taube auf die Hand und pickte diese so, daß der Soldat das Zündloch verfehlte. „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll!“ rief der abergläubische Soldat und — unterließ nun das Schießen. Noch in derselben Nacht kamen die Schweden und vertrieben die Kaiserlichen, und die Stadt — war gerettet.

20.

Der Gärtner auf Czeschhaus.

Auf der alten, großen und schönen Burg Czeschhaus in Schlesien lebte einmal (1549) ein Ritter, Namens Christian Tzessel von Schwenz, der ein roher und gegen seine Unterthanen harter Herr war. Ihnen viele und schwere Arbeiten aufzubürden und zum Lohn dafür nur Schläge und Scheltworte zu geben, das war seine Freude, und sie bei dem geringsten Versehn barbarisch zu strafen, sein Vergnügen. So hatte einst ein armer Gärtner etwas auf dem Felde versehen, und der Herr Tzessel packte sehr unritterlich ihn mit eigner Hand und befahl, des armen Mannes Flehen und Weinen nicht achtend, daß er an Händen und Füßen hart gebunden werde. Dann bestimmte er erst seine Strafe, nämlich einen 40 Ellen langen und 3 Ellen tiefen Graben vom Mittag bis zum Abend vom Schlamme zu reinigen, und wenn er die Arbeit nicht zu seiner Zufriedenheit vollbringe, solle er Andern zur Warnung todt gehauen werden!

Jammernd und händeringend ging der Unglückliche von dem Angesichte seines Gebieters, der offenbar seinen Tod beabsichtigte, weil die ihm aufgegebene Arbeit wol 10 Mann in mehreren Wochen nicht zu Stande ge=

bracht hätten. Da stand er nun an dem Schlammgraben und sahe mit thränendem Auge auf zur Sonne, die für ihn heute zum letztenmal untergehen sollte!

Was schreist und heulest du so jämmerlich? redete ihn unerwartet ein Mann an, der seitwärts sich ihm genähert und eben nicht das traulichste Ansehn hatte. Kann ich dir helfen? Ach, entgegnete der Gärtner, auch eure Hülfe ist zu wenig, den langen, tiefen Graben bis zum Abend vom Schlamme zu reinigen, und wenn das nicht geschieht, wie es denn ganz unmöglich ist, soll ich in Stücke zerhauen werden. Ha, ha, entgegnete bitter lachend der Fremde, das wär' zu arg! Ich helfe dir und du wirst mit mir zufrieden seyn, aber ich habe Durst, darum hole mir flugs ein Kännlein Bier. Neue Noth für den Gärtner, denn er hatte nicht Einen Pfennig im Besitz und wollte doch den gefälligen und, wie es schien, tüchtigen Gehülfen nicht dursten lassen. Ei was, sprach er endlich bei sich selbst, ei was nützt mir der Spaten, wenn heute mein letzter Tag ist, ging hin und versetzte ihn bei dem Wirthe für ein Kännlein Bier. Mit diesem eilt er zurück, um seinen Kameraden zu erquicken, und fand — den Graben geschlämmt bis auf den Grund! Der Gärtner dehnt seine Augen weiter auf, weil er glaubt, nicht recht zu sehen, aber er sieht nichts anderes, als einen — schlammleeren Graben. Das däuchte ihm denn doch nicht natürlich zuzugehen, und ein Fieberfrösteln durchdrang seinen abgehungerten Körper. Mehr zu denken und zu fühlen hatte er keine Zeit, denn Jener gebot ihm, sofort zu seinem Herrn zu gehen und ihm zu sagen, daß

er komme und die vollendete Arbeit besähe. Als dieser die Nachricht hörte, fluchte und schwor er bei allen Teufeln, daß man Spott mit ihm treiben wolle, befahl aber doch dem Voigt, mit dem Gärtner zu gehn, und würde es nicht so seyn, wie dieser sage, solle er gräßlich zu Tode gemartert werden. Der Voigt, nicht besser als sein Gebieter, ging mit dem Gärtner zum Graben und fand ihn — gereinigt und dabei den Fremden stehen, der ihn mit schneidendem Tone fragte: „Wo bleibt Herr Tzessel, will er nicht selber sehn, ob sein Befehl vollbracht sey? Ich will ihn selbst zur Stelle haben!" Solche Rede trieb dem Voigte alle Haare zu Berge und durchschüttelte mit Frost dessen Glieder! Er schlug sich ein Kreuz und eilte, um seinem hochgebietenden Herrn den Vorfall zu melden. Und dieser wählte noch das Klügste, denn er fing an — zu beten, seinen harten Sinn zu bessern und ein Vater seiner Unterthanen zu werden. Später siedelte er sich auf dem Hochgebirge an, gab seinen Gärtner nicht nur frei, sondern schenkte ihm auch Hof und Haus als Eigenthum.

Mit dieser Sage scheint die natürliche Umgebung der Burg in Verbindung zu stehen; denn 2 Dämme, über 8 Fuß hoch, umziehen dieselbe, der erste 300 und der andere 400 Schritt davon entfernt, und sperren so das 100 Schritte breite Thal, wodurch eine künstliche Ueberschwemmung zum Besten der Burg bewirkt werden konnte.

21.

Die Heidenjungfrau
in Glatz.

Links an der Mauer des Thores, das in Glatz aus dem Niederschloß in's Oberschloß führt, steht eine Jungfrau in Stein gehauen; ferner hängt im grünen Schloßsaale ein Gemälde und in der Schloßkirche schönes gelbes, der Länge nach etlichemal aufgeflochtenes Haar. Alle diese Dinge sollen an eine Heidenjungfrau erinnern, die als eine böse Zauberin das Land beherrscht hat. Sie soll mit ihrem Bruder im Bogenschießen gewettet und den Pfeil mit ihrem Bogen bis zur großen Eisersdorfer Linde geschossen haben. An dieser Linde steht die Grenze, und sie soll so alt wie der Heidenthurm zu Glatz seyn. Sie ist schon einigemal verdorret, aber immer wieder grün ausgeschlagen, und stehet noch jetzt. Auf ihr saß die Wahrsagerin und verkündigte, daß der Türke werde bis Glatz vordringen, auf der Brücke aber eine Niederlage durch die aus dem Schlosse fallenden Christen erleiden, wenn nämlich zuvor eine Heerde Kraniche durch die Brotbänke geflogen!

Zum Zeichen, daß sie ihren Bruder im Bogenschießen überwunden, setzte man auf der Meile hinter dem Graben 2 spitzige Steine.

Da sie mit ihrem Bruder in unerlaubtem Umgange lebte, wurde sie vom Volke verabscheut und ihr nach dem Leben getrachtet, wußte aber durch ihre Zauberkunst und Stärke, womit sie oft Hufeisen zerbrach, lange zu entrinnen. Endlich aber wurde sie doch gefangen, und in einem großen Saale am Schloßthore, wo noch jetzt ihr Bild steht, vermauert. Sie soll noch oft in der Kleidung, worin sie abgemalt, im Schlosse erscheinen, jedoch Niemand beleidigen, wenn man sie nicht verspottet oder ihre Haarflechte aus der Kirche wegnehmen will. Letzteres haben schon Manche versucht, ist aber Allen sehr schlecht bekommen.

22.

Ludwig der Springer

auf Giebichenstein bei Halle.

Diese Sage fällt ungefähr in's Jahr 1190, und wenn auch in ihr Alles historisch wahr ist, so dürfte doch der Sprung bloße Sage seyn, weil er nach der Oertlichkeit des Giebichensteins und der Saale unmöglich ist; vielleicht, daß sie Ludwig selbst ersann und ausbreitete, um seine Wächter, die ihn entfliehen ließen, der Verantwortung zu entziehen. Uebrigens erzählen diese Sage erst die Chronikenschreiber des 14. Jahrhunderts.

Der Landgraf Ludwig, hoch zu Roß,
trabt auf das Weißenburger Schloß;
denn heute ritt der Pfalzgraf aus
und ließ sein Weib allein zu Haus;
Herr Ludwig aber ist der Mann,
der solch ein Stündlein nützen kann.

Die schöne Gräfin Adelheid
war reich an Liebenswürdigkeit,
doch arm an frommem, treuem Sinn,
und gab sich böser Untreu hin,
und war dem Landgraf zugethan;
denn Ludwig war — ein schöner Mann.

Sie grüßt' ihn schön und führt' ihn ein
in ein vertraulich Kämmerlein,
und bot ihm gern den Mund zum Kuß
und ließ ihm jeglichen Genuß
und sprach: O wäre allezeit
uns solche Lust vergönnt, wie heut!

Da stimmte ihr der Landgraf bei
und schweigend wurden nun die zwei,
und sannen Vieles hin und her,
wie solches zu gewinnen wär',
und was die Gräfin sich ersann,
das war ein mörderischer Plan.

Denn als ihn Ludwig angehört,
da ward desselben Herz empört
und rollt er seine schwarzen Brau'n,
ihr finster in das Aug' zu schau'n,
als ob er mit ihr zürnen wollt';
doch ach! sie war so lieb und hold!

In ihrem Arm die süße Lust,
die Seligkeit an ihrer Brust,
der Vollgenuß des höchsten Glücks,
jetzt nur ein Raub des Augenblicks,
das soll dann sein für immer seyn? —
Er athmet tief und — willigt ein,

Und scheidet spät erst von dem Schloß,
kein Mensch ahn't, was er dort genoß;

und als der Pfalzgraf heimgekehrt,
die Mähr' von Ludwigs Zuspruch hört:
da kränkt's ihn in der Seele fast,
daß er versäumt den werthen Gast.

Kein Argwohn kommt dem Wackern bei,
daß sein Gemahl ihm treulos sey;
denn sie empfing ihn freundlich gar
und freudig, wie sie immer war,
und sah' ihn so zufrieden an,
als hätt' sie eben Nichts gethan.

Nach diesem war's der dritte Tag,
als zum Gemahl die Gräfin sprach:
„Es ist so warm, so schwülig heut,
das ist zum Baden wol die Zeit;
am kühlen Bach im grünen Wald
ist heut der beste Aufenthalt!"

Der Pfalzgraf fand die Rede schön
und bat die Gräfin, mitzugehn.
Drauf gingen Beide alsobald
selbander in den grünen Wald,
und während er sich kühlt im Bad,
da wacht sie fern, ob Jemand naht.

Und plötzlich schallt's im Wald entlang
wie Jagdgeschrei und Hörnerklang,
und nah und näher lärmt's heran
und bricht sich durch die Büsche Bahn —

es ist der Landgraf und sein Troß,
Bewehrt mit Schwert und Jagdgeschoß.

Da läuft die Gräfin rasch zum Bad:
„Hör', mein Gemahl, der Landgraf naht;
er jagt mit seinem Troß so frei,
als ob der Wald sein eigen sey,
daß ihr es wol nicht leiden mögt;
drum rasch und weis't ihn ernst zurecht!"

Der biedre Pfalzgraf aber spricht:
„Gewiß mit Willen thut er's nicht!
wol lockte ihn ein Wild zu weit,
und drob erheb' ich keinen Streit;
das ist nicht gute Nachbarschaft,
die über Alles schilt und klafft."

„Nun freilich," spricht die Gräfin drauf,
„ihr nehmt das nicht so übel auf,
weil ihr, allein und unbewehrt,
nicht achtet, was euch widerfährt!
und doch — zu einem graden Wort
ist überall der rechte Ort!"

Das reizt den Pfalzgraf, und er springt
rasch aus dem Bad heraus und schlingt
das Badehemd um Brust und Schooß
und eilet auf den Landgraf los:
„Herr Nachbar, sagt, was soll das seyn,
wer lud euch hier zur Hetze ein?"

Drauf Ludwig trotzig: „Ei, wie fragt
ihr schnakisch, wer mich lud zur Jagd:
der Wald ist mein, was braucht es mehr?
Habt ihr sonst weiter kein Begehr,
so geht, das ist mein bester Rath,
und kühlt den eiteln Zorn im Bad!"

Solch' Wort, fürwahr, das klingt nicht gut,
der Pfalzgraf drob geräth in Wuth
und giebt's zurück mit Heftigkeit,
und Ludwig nährt den heft'gen Streit
und wirft den Speer mit böser Lust
dem Pfalzgraf in die nackte Brust.

Der Speer ihm tief im Herzen saß,
und sterbend sank er hin in's Gras.
Der Landgraf floh, und mit Geschrei
lief jetzt Frau Adelheid herbei!
So ward der böse Plan vollbracht,
den sich das falsche Weib erdacht!

Vom Argwohn wusch sie schlau und fein
durch falsche Heuchelei sich rein,
zerraufte sich vor Schmerz das Haar
und stellte sich wahnsinnig gar,
und trauerte zwölf Monden durch
still einsam auf der Weißenburg.

Und weil der Landgraf immerdar
des Todten Freund gewesen war — †
gab Niemand bösem Argwohn Raum.
Doch als Ein Jahr verflossen kaum,
nahm er die Witwe zum Gemahl.
Hell klang zur Hochzeit der Pokal!

Solch Thun erregte den Verdacht,
absichtlich sey er umgebracht,
der Pfalzgraf — und sein Bruder trat
als Ludwigs Kläger auf und bat
den Kaiser um ein streng Gericht,
und dieser weigerte es nicht!

Als Ludwig einstmals sorgenlos
gen Halle ritt, hat ihn ein Troß
von Knechten schnell in sichre Wacht
auf's Schloß zu Giebichenstein gebracht,
wo er zwei Jahre saß und oft
auf Urtheil und Befreiung hofft'.

Und Adelheid im öden Schloß,
klagt und beweint den Ehgenoß!
Doch beut sich ihr kein Mittel an,
zu retten den geliebten Mann!

---

†) Hier legte am Abende des 5. Febr. 1839 Widar Ziehnert, der Sänger der Volkssagen Sachsens und Preußens, die Feder nieder, und entschlief am 12. Febr. sanft „für bessere Zonen!"

Wo das Gewissen Kläger ist,
verstummet selbst des Weibes List!

Der Landgraf aber sann und sann,
bis kühnen Entschluß er gewann:
krank stellt er sich, als käm' sein End',
will machen gern sein Testament.
Sein Schreiber kommt, dem er vertraut,
worauf er seine Rettung baut.

Der ist verschwiegen ihm und treu,
schafft einen Mantel flugs herbei,
und auf der Saale führt er dann
zwei leichte Kähne uferan,
und Ludwig auf vom Lager steigt
und spähend auf und nieder schleicht.

Die Wächter, jedes Argwohns frei,
daß Ludwigs Thun Verstellung sey,
sehn eifrig auf ihr Bretspiel hin,
und keinem kommt es in den Sinn,
daß ihr Gefangner, krank und schwach,
jetzt zu entfliehen denke nach.

Kühl durch das offne Fenster weht
die Abendluft, wo Ludwig steht;
der hüllt, als Kranker, schlau und fein
sich sorglich in den Mantel ein,
schielt seitwärts auf der Wächter Thun,
schaut, wo die Kähn' am Ufer ruhn!

schwingt rasch in's Fenster sich hinein:
Sanct Ullrich, woll'st mir gnädig seyn!
ruft betend er, und springt hinab;
den Mantel er dem Winde gab,
und der trägt sanft ihn in die Fluth
und rettet so das kühne Blut.

Schnell fangen ihn die Fischer auf;
vom Ufer trägt im flücht'gen Lauf
sein treues, langentbehrtes Roß
ihn in das Sangerhäuser Schloß
zu seiner Gattin liebewarm,
zu ihrem Kuß, in ihren Arm!

* * *

Nicht Jedem man den Mantel bringt —
nicht Jedem jeder Sprung gelingt; —
drum gilt als Warnung wol der Spruch:
Dem Frevler folgt der Strafe Fluch!
Was Schönes auch die Augen sahn,
so jagt doch nie auf fremder Bahn!

23.

Der Räuber
auf dem Geissenberge.

Johann Hübner war der letzte der Räuber, die auf dem Geissenberge in Westphalen wohnten, des Nachts auszogen und besonders Vieh stahlen, das sie dann in einem großen Stalle ihrer Burg, deren Trümmern man noch jetzt sieht, verbargen und es dann in weit entfernte Lande verkauften. Johann trug stets ein eisernes Kleid und war der stärkste Mann im ganzen Lande. Er hatte nur Ein Auge und einen großen krausen Bart und krause Haare. In der Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, saß er am Tage mit seinen Knechten und trank mit ihnen, wobei er dann weit durch's Land umher nach Beute lugte, und wenn er einen Reuter mit einem schönen Pferde, oder Treiber mit fettem, starkem Viehe gewahrte, sandte er sofort seine Knechte aus, die Reuter und Treiber erschlugen und das Vieh raubten.

Von diesen Räubereien hörte ein Fürst von Dillenburg, gemeinhin nur der schwarze Christian genannt; denn die Bauern kamen zu ihm und klagten über ihre Verluste! Dieser trug nun seinem klugen Knechte Hanns Flick auf, dem Hübner aufzupassen, indeß er selbst im

Giller sich mit seinen Reutern verborgen hielt. Hanns Flick hatte den Johann Hübner nie gesehen und streifte nun umher, ihn irgendwo auszufragen und zu finden. Zufällig kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden und viele Räder an der Wand lehnten. An diese lehnte sich ein Mann mit dem Rücken, der einäugig war und ein eisernes Wammes trug. „Grüß dich Gott, Mann mit Einem Auge und dem eisernen Wammes! Bist wohl Johann Hübner vom Geißenberg?" sagte Hanns. Der liegt auf dem Rade, entgegnete der Fremde. Hanns Flick meinte, er rede von dem Rade auf dem Rabensteine, und fragte weiter, seit wie lange das sey. Seit heut, entgegnete Jener mit spöttischem Lächeln!

Hanns Flick konnte diesen Reden doch nicht ganz glauben und blieb darum in der Schmiede, um auf den Mann weiter Acht zu haben. Dieser redete heimlich mit dem Schmied, daß er die Hufeisen seinem Pferde verkehrt aufschlagen solle. Als dieser fertig war, setzte sich Johann Hübner auf und sagte zu Hanns: „Grüße deinen Herrn und er solle mir Fäuste, aber keine Leute schicken, die es hinter den Ohren suchen!"

Mit diesen spöttischen Worten ritt er von dannen. Hanns Flick sah ihm nach, um zu gewahren, wohin er den Weg nähme, um der Spur nachzufolgen, aber — vergebens; denn Johann war hin und her, die Kreuz und Quere geritten. Hanns Flick wurde zwar verdrüßlich, hörte aber doch nicht auf, dem Räuber nachzuspüren, bis er ihn endlich Nachts bei Mondschein im Walde mit seinen Knechten gelagert fand und dabei eine Heerde

geraubtes Vieh. Schnell brachte er diese Kunde dem Fürsten Christian. Dieser säumte nicht, seine Knechte zu sammeln, ihren Pferden Moos unter die Füße binden zu lassen und nach dem Lagerplatze Hübners zu ziehen. Es begann ein lebhafter Kampf zwischen den Herren und Knechten, bis endlich der Räuber fiel und der Fürst in dessen Schloß einzog. Den großen Thurm ließ der Fürst untergraben, um ihn her viel Holz legen und anzünden. Er fiel, und von seinem Falle erbebte das Land, und noch jetzt sieht man die Steine den Berg hinunter liegen.

Mitternächtlich erscheint oft Hübner und reitet auf einem schwarzen Pferde um den Wall seines ehemaligen Schlosses.

24.

Das Eisengitter auf Kynast.

Unter die vielen und schönen Sagen, welche uns die Vorzeit von der alten berühmten schlesischen Burg Kynast (deren Ruinen noch jetzt im Hirschberger Kreise zu sehen) überliefert hat, gehört auch obengenannte. In bedeutender Höhe des Burgthurmes ist noch ein eisernes Gitter vorhanden, das vor dem Thurmgefängnisse war, in welchem

ein Ritter nach Erlösung schmachtete. Dessen Gattin gab sich alle Mühe, diese zu bewirken, und sparte bei dem Burgherrn keine Bitten und Thränen, aber — vergebens. Da suchte sie endlich nur noch um die einzige Vergünstigung nach, ihrem gefangenen Gatten ein Brot senden zu dürfen, und das — ward ihr gestattet. In dieses Boot hatte das kluge Weib eine Feile und ein Seil verborgen, mit deren Hülfe der Ritter seine Flucht glücklich bewirkte.

25.

Frau Holla und die Knaben.

Frau Holla ist ein Gegenstand vieler und meist freundlicher thüringischer Sagen. In der Christnacht fängt sie an umher zu ziehen und treibt es bis zum heil. Dreikönigstag, und der treue Eckardt nebst vielen Frauen begleiten sie. Dieser warnt die Leute, welche etwa dem Zuge begegnen, auszuweichen, damit ihnen kein Leid widerfahre. Zufällig begegneten ihr einmal 2 Banerknaben, die in der Schenke Bier geholt hatten, mit dem sie nach Hause wandern wollten. Als aber der Geisterzug erschien, blieben ste stehen und sahen zu, mußten aber, da die Gespenster die ganze breite Straße einnahmen, mit ihren Bierkannen sich in eine Ecke zu=

rückziehen, wo sie nun unbemerkt und sicher zu seyn glaubten! Es kamen aber dennoch mehrere Weiber aus dem gespenstischen Zuge, nahmen den Knaben die Bierkannen aus den Händen und tranken. Angst und Furcht verschlossen den Knaben den Mund, sie gaben ihre Kannen hin und — schwiegen, dachten aber auch schon an das Schelten, das ihrer von den Eltern wartete, wenn sie mit leeren Kannen nach Hause kämen! Als die letzte Frau aus dem Geisterzuge getrunken hatte, trat der treue Eckardt zu den viel geängsteten Knaben und sprach: „Das ließ euch Gott rathen, kein Wörtchen zu sprechen, sonst wären euch die Hälse umgedreht worden! Nun aber geht getrost nach Hause, und wenn ihr Niemandem erzählt, was ihr jetzt gesehen habt, so werden eure Kannen immer voll des besten Bieres seyn.“

Wie freuten sich die Knaben, nun ihrer Angst entnommen und im Besitz stets voller Bierkannen zu seyn! Aber Freude macht Alte schwatzhaft, wie viel mehr Kinder, und nach 3 Tagen konnten sie es nicht mehr über das Herz bringen, das Ereigniß ihren Eltern zu erzählen, und von nun an blieben die Kannen — leer.

Ist dir im Stillen Glück beschieden,
so schwatze davon Nichts der Welt;
denn sie stört des Genusses Frieden!

26.

Das Hünenspiel.

In Westphalen, Regierungsbezirk Minden, erheben sich der Brunsberg und Wiltberg. Von ihnen erzählt die jüngere Sage, daß darauf die Sachsen, im Kampfe mit Kaiser Karl dem Großen, Burgen gehabt hätten. Die ältere Sage aber macht sie zu Wohnsitzen der Hünen, die so riesenmäßig waren, daß sie sich aus den Fenstern von einem Berge znm andern die Hände reichen konnten und zu ihrer Lust große Kugeln wie Bälle hin und her warfen. Als einmal einer der Riesenbälle in's Thal herab fiel, schlug er ein solch großes Loch in die Erde, daß man die Spuren davon — noch heute sieht.

27.

Die kurze Rechnung.

Aus der Geschichte Stendals.

In Stendal, vor dreihundert Jahren
gar eine hochberühmte Stadt,
die weit und breit mit ihren Waaren
die Elbe und das Meer befahren
und Recht und Ehre sich erworben hat;
wo viele wack're Bürger wohnten,
selbst Brandenburger Fürsten thronten*):—
in Stendal lebte eines Tuchers Sohn,
der Dietrich Kagelwied genannt;
der war in frühster Jugend schon
als klug bei Jedermann bekannt.
In Kloster Lehnin wurde er erzogen
als Geistlicher, und bald
war männiglich ihm so gewogen,
daß über Klosters Güter, Feld und Wald
man ihm die Aufsicht gab, die er durch Sparsamkeit

---

*) Heinrich, Bruder des Markgrafen Albrecht, die Markgrafen Johann und Otto, Churfürst Joachim I.

und Ordnung so vortrefflich führte,
daß man bereits nach kurzer Zeit
bedeutend schon des Klosters Wohlstand spürte.

Da traf es sich, daß Kaiser Karl der Vierte
in's Kloster Lehnin kam,
und Kagelwied, weil er so klug den Haushalt führte,
mit sich nach Böhmen nahm
und ihn zum Landessäckelmeister machte,
wo er auch bald, wie einst das Klostergut,
mit regem Fleiß und frischem Muth
das Land in Ordnung und in Wohlstand brachte.

Darob erhob sich neidisch eine Schaar
von Feinden, deren Aerger war,
daß sie nicht mehr, wie sonst, des Landes Gaben
für ihre Lüst und Säckel sollten haben
und daß der fremde, adellose Mann
tagtäglich mehr des Volkes Gunst gewann: —
die hinterbrachten bald im Stillen
dem Kaiser Karl, daß Kagelwied,
so viel er auch den Schein von Eigennutz vermied,
nur suchte, seinen Säckel sich zu füllen.

Verwundert hört's der Fürst und spricht
mit Ernst zu Dietrich, Rechnung abzulegen!
Und dieser, nicht im Mindesten verlegen,
entgegnet ihm mit heiterm Angesicht:
„Nur eine Kutte hatt' ich armer Mann
und wenig Pfennige, als ich dieß Amt erhalten,
gebt diese mir zurück — und, was ich sonst gewann,

mit dem könnt ihr als euerm Eigenthume schalten.
Dieß meine kurze Rechnung, schloß der wackre Mann,
die ich von meinem Amte geben kann!"

Solch Wort gefiel dem Kaiser sehr;
er schenkte ihm der Gunst noch mehr
und ehrt' ihn so, daß nach des Kaisers Worten
er endlich Erzbischof geworden.*)

Z. d. V.

*) In Magdeburg 1361.

28.

Der Wolf und die Ziege
zu Seefeld.

Bei Seefeld, einem Pfarrdorfe im Langensalzer Kreise Thüringens, stand ein altes verwittertes Kirchlein, das sonst zu Begräbnißfeierlichkeiten gedient und um sich her noch Ueberreste versunkener Gräber hatte, auf denen das Gras schön und üppig wucherte. Die Frau eines Kreisers oder niedern Jagdbedientens wollte es abmähen und nahm ihr kleines Kind und ihre alte Ziege mit sich, ersteres, um es in ihrer Nähe zu haben, und letztere, daß sie sich an den frischen, gewürzreichen Gräsern gütlich thun sollte. Das Kind setzte sie in einem Korbe auf den Altar und empfahl es dem Schutze der heiligen Jungfrau, deren verbleichtes Bild noch auf dem Altare stand. die Ziege aber band sie mit einem langen Stricke an die offenstehende Kirchthüre. Zu jener Zeit hausten in den dichten Wäldern Thüringens noch Wölfe, und einer derselben hatte die Ziege, als einen leckern Braten für seinen hungrigen Magen, in der Ferne gewittert und schlich sich durch das Gebüsch so nahe, bis er mit wenig Sprüngen die Ziege erreichen konnte — aber die Ziege sahe den Wolf kommen und lief — in die Kirche. Der Wolf, wüthend, daß

ihm seine Beute entfliehen wollte, stürzte ihr nach, schoß aber in gewaltigem Sprunge bei der Ziege, die sich hinter der Thüre zu verbergen suchte, vorbei. Diese nahm ihren Vortheil in Acht und sprang flugs wieder heraus, um das Freie zur Flucht zu gewinnen. Da sie aber der Strick festhielt, zog sie mit ihm die Thüre hinter sich zu, und der Wolf — war gefangen. Dieser brüllte und tobte, rannte die alten morschen Treppen auf und nieder, kratzte an Thüren und Fenstern, daß die Frau darob namenloses Entsetzen überfiel. Sie rief ihren Mann und brachte durch ihr Angstgeschrei die Bauern des Dorfes in Bewegung. Glücklicher Weise hatte der Jäger, der eben mit geladenem Gewehre in den Wald gehen wollte, seines Weibes Ruf gehört, eilte herbei und erlegte, durch ein Fenster schießend, den wüthenden Wolf. Kaum hatte er verendet, als die Mutter, von der Angst getrieben, ins Kirchlein eilte und ihr Kind im Korbe — ruhig schlafend fand. Noch oft ging sie auf den wüsten Gottesacker grasen und der heiligen Jungfrau zu danken; der Ziege aber war für immer jede Lust vergangen, ihr wieder dahin zu folgen.

29.

Entstehung
von
Andernach und Sinzenich.

Diese Orte liegen am Rhein, zwischen Coblenz und Cöln, und von der Entstehung ihrer Namen erzählt die Sage Folgendes:

In der großen Völkerwanderung vereinigten sich mehre germanische Stämme zu einem gemeinschaftlichen Zuge, in dem immer ein Stamm dem andern nachfolgen sollte. In diese Reihefolge brachte aber der Winter Unterbrechung; denn die bereits über den Rhein gegangenen Stämme setzten ihren Zug fort und gewannen so einen großen Vorsprung, die folgenden aber mußten da, wo sie eben lagerten, bis zur Frühlingszeit verharren. Als diese gekommen, gingen auch sie unterhalb Coblenz über den Rhein, und da sie hier sich anzusiedeln keine Lust fanden, brachen sie abermals ihr Lager ab und riefen: den Andern nach! Daher erhielt die hier später erbaute Stadt den Namen: Andernach (Coblenz. Reg. Bez.). Am linken Rheinufer abwärts ziehend, suchten sie Spuren von dem Zuge der

vorangegangenen Stämme zu finden, fanden aber nichts, und riefen mißmuthig einander zu: hier sind sie nicht! Aus diesen Worten soll der Name des Pfarrdorfes Sinzenich (Cöln. Reg. Bez.) entstanden seyn. So ging der Zug auf's Neue vorwärts, und sie fanden nach einigen Tagen Spuren, daß ihre Vorgänger ihren Weg in ein Thal genommen hatten. Hier laßt uns herein machen, riefen Volk und Anführer, siedelten sich an, und der Ort erhielt den Namen Reimmachen.

30.

Der schwarze See und Burgwall auf Rügen.

Auf der pommerschen Insel Rügen liegt in der Stubnitz oder Stubbenkammer ein großer Erdwall, und nahe an dessen östlichem Rande befindet sich in einem runden und tiefen Kessel der schwarze See. Im Bereich des Walles soll in der früheren Heidenzeit der Teufel angebetet und ihm zum Dienst eine Jungfrau unterhalten worden seyn, welche, wenn er ihrer überdrüßig, von seinen Priestern im schwarzen See ersäuft wurde.

31.

Der Neumondgeisterzug

in Kreuzburg.

In Kreuzburg, einer alten Stadt im Kreise Eylau, ließ sich nach dem Schlage der 12. Stunde jeder Neumondsnacht ein merkwürdiger Geisterzug sehen. Es kam nämlich aus der Kirchenstraße, welche aus den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führt, ein Zug von 4 unbedeckten, sonderbar gebauten Wagen. Die beiden ersten Wagen waren jeder mit 4 Schimmeln bespannt, die ruhigen Schrittes gingen. In jedem dieser 2 Wagen saßen 6 Nonnen im weißen Ordenskleide, mit Kreuz und Rosenkranz, aber — ohne Kopf. Jeden Wagen lenkte als Kutscher ein weißes Lamm. Die 2 letzten Wagen wurden von Rappen gezogen, die aus Maul und Nase Funken schnoben, und die Kutscher waren schwarze, funkensprühende Ziegenböcke. In jedem dieser Wagen saßen 6 Ritter, die ihre Köpfe, mit Fahnen bedeckt, unter dem Arme trugen. Dreimal machte der Zug die Runde um den alten Markt, aber ohne das mindeste Geräusch, bis er in dem alten Rathhause verschwand. Aus ihm hörte man nun eine theils wilde, theils lustige Musik, abwechselnd mit rauhen Männer=

stimmen und zartem weiblichen Gesange, auch Orgeltönen und feierlichen Chorälen. Gegen Ende der Mitternachtsstunde kehrte der Zug aus dem Rathhause in der ersten Ordnung zurück, dreimal um den Markt, und verlor sich auf der Hof= oder Schloßstraße. Bei dieser Rückkehr saßen auf dem Halse der Ritter die verschleierten Nonnenköpfe und auf den Nonnen — die Köpfe der Ritter mit Helm und geschlossenem Visir.

Am Pfingstfeste 1818 wurde Rathhaus und Markt durch eine Feuersbrunst so verwüstet, daß nur Ein altes Gebäude stehen blieb. In der nächsten Neumondsnacht erschien der Geisterzug wieder, aber nun trugen Ritter und Nonnen ihre eignen Köpfe. Neunmal rollte der Zug um die noch rauchenden Trümmern des Marktes und kehrte in das stehengebliebene Haus ein. Hier wiederholte sich der frühere Jubel, aber sanfter, bis er nach und nach verhallte.

Nachdem die Zeit auch dieses Haus zerstört hatte, ist der Ritter= und Nonnenzug nicht mehr erschienen; es hat sich aber am ersten Neumonde, nachdem der Markt frei geworden, an der Stelle des alten Gebäudes eine sehr liebliche Musik hören lassen, woraus man schließt, daß nun der gespenstische Zug seine Ruhe gefunden habe.

32.

Das Kruzifix in Stromberg.

In Stromberg (Münsterscher Reg. Bez.) steht eine schöne Kirche und in ihr ein hölzernes Kruzifix, das sich sehr wunderthätig zeigt, weshalb dahin jährlich Wallfahrten und Processionen gehalten werden. Von diesem Kruzifixe erzählt die Sage Folgendes: Vor ungefähr 1000 Jahren fand man dasselbe in der Erde da, wo jetzt die Kirche steht. Man stellte es in der, damals am Fuße des Berges in dem Dörfchen Stromberg befindlichen Kirche auf den Altar; aber am nächsten Morgen war es verschwunden und befand sich wieder an dem Orte, wo man es zuerst entdeckt hatte. Man wollte es abermals in die Kirche bringen, aber man war nicht im Stande es aufzuheben oder gar fortzuschaffen. Man spannte 2 Ochsen vor, — vergebens. Nur 6 Ochsen, mit Ketten daran gespannt, vermochten es zur Kirche zurückzuführen. Am nächsten Morgen fand man es aber immer wieder an seinem ersten Platze, von dem man es nun, auch durch die größten Anstrengungen, nicht bewegen konnte. Da führte der Zufall einen frommen Einsiedler herbei, welcher erklärte, daß das Kruzi=

für nicht von hier weggebracht, sondern hier für dasselbe eine Kapelle erbaut werden solle, wozu er sogleich selbst überall milde Gaben einsammelte, von denen dann die erstgenannte Kirche erbaut worden ist.

33.

Die Fremdentaufe in St. Goar.

Der heilige Goar (s. Bd. I, 23) erhielt von Karl dem Großen für die ihm erwiesene Gastfreundschaft den Hof zu Näsen und, nach den Versicherungen der Kirche, auch jährlich 20 Mark, um dafür die Fremden mit Rheinwein zu bewirthen. Dieser Wein, sagten die Mönche, könne nie ausgehen, und es habe, als einmal der Pater Kellner den Hahn am Fasse offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt, daß auch nicht Ein Tropfen herausgelaufen wäre. Dieser alten Gastfreundschaft gab die spätere Zeit ein scherzhaftes Gewand. Wenn nämlich ein Fremder in dem Kloster St. Goar einkehrte und gastfreundliche Aufnahme wünschte, mußte er sich sogleich einen — Pathen wählen. Dieser legte ihm dann ein am Zollhause befestigtes Messingband um den Hals und fragte ihn, ob er mit Wasser oder Wein getauft seyn wolle. Gewöhnlich erklärte

sich der Fremde für's Letztere. War das geschehen, so mußte er einen Beitrag an die Armenkasse entrichten und einen goldnen Becher, mit Wein gefüllt, dreimal austrinken: auf das Wohl des Kaisers, des Landesherrn und — der Gesellschaft. Hatte er dieß glücklich bestanden, so setzte man ihm eine vergoldete Krone auf, las ihm die Gesetze des lustigen Ordens vor und belehnte ihn mit der Fischerei auf dem Lurlei und der Jagd auf der Bank, d. h. Fischerei zu Lande und Jagd auf dem Wasser. Zum Schluß der Ceremonie hatte er seinen Namen und den Tag seines Empfanges in das sogenannte Hänselbuch einzuschreiben, welches, außer Namen aus mehreren Jahrhunderten, auch manche sinn- und scherzreiche Sprüche und Reime enthält.

34.

Die faule Magd
bei Strzelno.

Unweit des Klosters Strzelno in preußisch Polen befindet sich ein ungeheurer Steinblock, der, von fern aus gesehen, einer Wasser tragenden Figur ähnlich sieht. Das Volk hält sie für ein versteinertes Weib und nennt es die faule Magd. Es soll nämlich in der früheren

Sagenzeit hier eine Magd gelebt haben, die alle ihr aufgetragenen Geschäfte ungewöhnlich sorglos und faul verrichtete. Einst ward sie von ihrer Herrin zu dem Brunnen geschickt, um Wasser zu schöpfen, wobei sie aber so lange außenblieb, daß ihr die erstere entgegen ging. Als diese die Magd erst auf der Hälfte Weges traf, rief sie ihr zornig entgegen, daß Gott sie in ihrer Faulheit versteinern möge! Und siehe, der jähzornige Wunsch wurde augenblicklich erfüllt, und so sieht man noch jetzt die steinerne faule Magd in der Nähe des Brunnens.

Daß die Dienstherrschaften dasiger Gegend diese Sage immer in frischem Andenken erhalten und ihren Dienstleuten erzählen, versteht sich von selbst!

35.

Sagen des Doms in Magdeburg.

Ueber der Vorhalle des Doms sieht man im Bilde einen Schäfer, der nach den Thürmen emporschaut, und neben ihm seinen Hund. Dieser Schäfer soll auf dem Platze, wo jetzt die Thürme stehen, und der sonst ein Weideplatz war, einen so bedeutenden Schatz gefunden haben, daß man davon die beiden hohen Thürme der Domkirche bauen konnte.

Am ersten Wandpfeiler rechts im Innern des Doms sieht man eine männliche Gestalt aus Holz geschnitzt, mit schweren eisernen Ketten. Sonst waren ihrer zwei, die andere hat aber die Zeit zerstört. Sie erinnerten an die beiden Grafen von Gleichen, welche 1278 plündernd das Magdeburgische Land durchzogen, bei Frosa aber gefangen und so lange bei Wasser und Brot festgehalten wurden, bis sie sich mit 4000 Mark loskauften.

Das große eiserne, ungemein künstlich gearbeitete Gitter, welches eine Kapelle einschließt, soll ein Schlosser mit Hülfe des Teufels verfertiget haben, weil aber daran eine Schraube fehlte, dieser mit jenem zum Kirchendache hinausgefahren seyn, und man sieht noch j tzt daselbst zwei kleine Fallthürchen.

Am ersten Pfeiler auf dem hohen Chore sieht man das Bildniß eines Mannes, der auf einem Steine kniet und auf der Schulter eine Säule trägt. Es soll das Bildniß des Baumeisters Bonsack seyn, der aber die Vollendung des Baues nicht erlebte.

36.

Die Erfindung, am Spieße zu braten,

erzählt eine litthauische Sage also: Ein reicher Mann that einst eine Reise und verirrte sich, denn auch reiche Leute wissen nicht immer den rechten Weg und Steg, und mußte eine ganze Nacht und mehrere Stunden des folgenden Tages in einem finsteren Walde zubringen. Nach langem, ermüdendem Kriechen durch Hochwald und Dickicht kam er endlich zu der Höhle eines Waldbruders, der sich aus dem Leben zurückgezogen und dem Dienste der Götter gewidmet hatte. Dieser nahm den Verirrten gern auf und setzte ihm das Beste vor, was er hatte, nämlich Wurzeln und Kräuter! So hungrig nun auch der Fremdling war, wollte doch seinem verwöhnten Gaumen solche Kost nicht schmecken, was der Waldbruder an dessen Mienen und Geberden ungern bemerkte. Dieser dachte nun sorglich nach, wie er wol

seinem Gaste ein besseres Mahl bereiten könne. Ein einziges Kaninchen war sein Lebensgefährte und Schlafgenosse; aber dennoch würde er es gern dem Gaste geopfert haben, wenn er nur einen Topf gehabt hätte, um es darin zu kochen! Die Gastfreundschaft machte ihn erfinderisch. Er schlachtete sein Kaninchen, schnitzte aus einem Baumaste einen Spieß, steckte daran das Kaninchen, drehte es über dem Feuer, bis es gar war, und setzte es dann dem Reisenden vor. Dieser fand die Speise so wohlschmeckend, daß er, zu den Seinen zurückgekehrt, sie mit der neuen Zubereitungsweise bekannt machte und nun das Braten am Spieße bei den Reichen allgemeine Sitte wurde.

37.

Das blutende Schwert

an der Liebfrauenkirche in Halberstadt.

„Sanftmuth und Keuschheit schmücken dein Leben und lehren dich das Unvermeidliche ertragen; Glaube führe dich dem Himmel zu, wo ich dich, mein einziges, geliebtes Kind, erwarte!“ So sprach die sterbende eheliche Hausfrau des wilden und rohen Ritters Hug, der auf dem nackten Berge bei Halberstadt seine

Burg hatte, zu ihrer Tochter Marie, die nebst Teutbold, ihrem Pflegebruder, dem Sohne eines verstorbenen Ritters, weinend an der Mutter Lager kniete und der Heimgegangenen die Augen zudrückte. Thränen, heiße Thränen netzten den Leichnam, und der Kinder Herz war zu voll, als daß es sogleich für seine Gefühle Sprache finden konnte! Endlich aber ermannte sich Teutbold und sprach zu Marie: „Sie hat uns gesegnet, wir sehen sie wieder in besserer Welt; diesen Glauben laß uns für's Leben bewahren!" Marie blickte dem jungen Tröster sanft lächelnd in's Auge. Uns, sagst du? Ja, uns — entgegnete Teutbold begeistert, laß uns lieben und liebend der Zukunft vertrauen! Des Jünglings Entzückung theilte sich Marien mit; sie legte ihre linke Hand in Teutbolds rechte und rief: Lieber Schwärmer, ich schwöre dir —

Du hast Nichts zu schwören! donnerte plötzlich des Vaters Stimme hinter ihnen, und seine nervige Faust trennte die Liebenden. Marie weinte und Teutbold, obgleich er noch Jüngling war, biß sich krampfhaft in die Lippen, um seinem Pfleger keine harte Antwort zu geben, und verließ das Gemach, aus dem nach dreien Tagen die Leiche zur kühlen Gruft getragen wurde! Marie und Teutbold, die an ihr eine gute Mutter und treue Freundin verloren hatten, weinten und klagten; der Ritter aber freute sich im Stillen, der Sittenpredigerin nun für immer enthoben zu seyn, und kehrte nach wenig Tagen wieder zu seiner gewohnten wilden und rohen Lebensweise zurück, an der sein Nachbar, der reiche Burgherr Assen, täglich Theil nahm, wozu sich

auch nicht selten dessen Sohn Eberhard gesellte, der ein gut gewachsener Jüngling und Liebling des Ritters Hug war, der sich ihn schon längst zu seinem Eidam erkohren hatte! Eberhard liebte auch Marien, diese aber ihren Teuthold, und so war der Grund zu einer traurigen Zukunft gelegt! Um dieser für jetzt auszuweichen und sie wo möglich freundlich zu gestalten, beschloß Teuthold, des Ritters Burg zu verlassen und sich im Waffengewühl Kraft und Ehre zu erwerben. Als er dazu reisefertig vor den Ritter trat, um ihm für seine zeitherige Pflege und Erziehung zu danken und ihm Lebewohl zu sagen, schalt ihn Hug einen Trunkenen, und Eberhard, der nebst seinem Vater in Hugs Gesellschaft zechte, bemerkte höhnisch, daß er wahrscheinlich als Schwertfeger Dienste nehmen wolle. Darob entbrannte Teuthold in Zorn und warf dem Spötter einen Fehdehandschuh, den er eben in seinem Wammes trug, in's Gesicht. Als ebenbürtiger Ritter werd' ich dich elenden Buben wiedersehn, schrie er ihm zu und verließ unverfolgt das Gemach; denn Staunen ob solcher Kühnheit hatte die Ritter, und Feigheit Eberhard ergriffen! In der Thüre trat ihm Marie, mit Todtenblässe und Verzweiflung im Gesichte, entgegen. Teuthold schloß sie in seine Arme und rief ihrem Vater zu: Von dir fordre ich Marie, hier oder jenseits. Die ohnmächtige Geliebte in einen Sessel legend und ihre Wange küssend verließ er raschen Schrittes den Saal — und nach Minuten mit seinem Troßbuben die Burg.

Dumme Possen, brummte der Ritter Hug sich in den Bart, der junge Brausekopf wird schon wiederkom=

men; aber Teuthold kam — nicht, sondern zog hinab zu den Burgen am Rhein, ritt ein in die Schranken bei Turnieren und bewährte seine Waffenfähigkeit überall mit Ehre. Aber bald wurden ihm die Turniere nur Spiele, in denen der Sieg für ihn den Reiz verlor; er wollte ernsten, blutigen Kampf, darum zog er in's Morgenland, wo die Christen des Abendlandes für den Besitz des heiligen Landes kämpften; denn da war Ruhm, wie er ihn wünschte, zu erkämpfen, und Teuthold, der junge, wackere Deutsche, fand dort eine freundliche Aufnahme und ward bald mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückt!

Obwol in seiner Brust die Liebe zu Marien täglich inniger, aber auch heiliger wurde, wollte er den heiligen Boden doch nicht verlassen, so lange auf ihm noch ein Christenschwert für seinen Besitz gezogen war; desto freudiger aber suchte er bei eingetretener Waffenruhe den Willen seiner Obern, einige Zeit in's Abendland zurückkehren zu dürfen. Er ward ihm ohne Zögern, und Jaffa's Hafen sah sein Schiff hinaus segeln in's Meer, dessen Wogen ihn der theuern Heimath, der heißgeliebten Marie zuführen sollten. Die Winde waren dem Tapfern und seiner Liebe günstig, und sein wackeres Streitroß trug ihn mit Adlerschnelle nach Halberstadt. Hier erkannte ihn Niemand, denn die Zeit hatte durch die heißere Sonne des Morgenlandes, durch Anstrengungen und Kämpfe ihm ein männlicheres, ritterliches Ansehn gegeben. Seine erste Frage in der Herberge war nach der Tochter des Ritters Hug. Der Wirth, redseliger als viele andere Herbergsväter, er=

zählte ihm in weitschweifiger Rede, daß sie morgen dem jungen Ritter Eberhard von Assen angetraut werde und schon seit Tagen deshalb Lustbarkeiten stattfänden. Teuthold fuhr unwillkührlich mit krampfhafter Hand an sein Schwert und schwur bei sich, daß dieser Bube, der noch keine ernste Fehde bestanden, ihm seine vor Gott verlobte Braut nicht rauben sollte! Schnell rief er seinen treuen Knappen, ihm die bisher wohlverwahrte prächtige Rüstung, von Künstlern in Italien gefertigt, anzulegen und ihm den mit schönen und köstlichen Federn umwogten Helm zu reichen. So stand er kampffertig da und erregte bei dem Wirth und Allen, die ihn schauten, hohe Bewunderung; aber er ließ sich auch zugleich sein Friedensgewand, nämlich ein fein gesticktes Sammetwamms, einen kurzen goldgestickten Mantel, ein zierliches Unterkleid und das Barret mit der köstlichen Reiherfeder, durch einen vertrauten Knappen nachtragen.

Nachdem Teuthold die Stunde erkundet, in der das hochzeitliche Banket beginne, schritt er zur Burg, wo seines Lebens Wonne und ihr ärgster Feind wohnte! Jubel, wilder Jubel tönte ihm schon in den Vorhallen entgegen, der seinen Ohren wie Todtengeheul klang! Unaufgehalten nahm er seinen Weg zum Rittersaal und Niemand wehrte ihn, denn der Ritter, obwol der Einzige, der hier in voller Rüstung erschien, hatte ein zu stattliches Ansehn und schien in der Burg so bekannt zu seyn, als daß man eine Frage an ihn hätte wagen sollen. Mit geschlossenem Visir und festem Schritte trat er in den Saal, und Alle fuhren auf und staunten!

Gern hätten Einige der Gäste ihren Unmuth über das Erscheinen eines gewappneten Ritters zum fröhlichen Hochzeitbanket laut werden lassen; aber das Feste und Hohe in seinem Betragen, das Glänzende in seiner Rüstung drängte jedes Wort in die Brust zurück. Nur der Ritter Hug erhob sich zu ihm mit der Frage, wer er sey, und hieß ihn, ohne die Antwort abzuwarten, nach Rittersitte willkommen!

Wappen und Schild, entgegnete Teuthold ernst, sagen euch meinen Stand und Namen! Deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft ist mein Gesuch. Mit diesen Worten setzte er sich auf den ihm gebotenen Sessel und nahm den Einladungsbecher an.

Der Ritter Hug mochte es sich nicht bergen, daß ihm etwas unheimlich werde, und wünschte sehr, des Fremden Angesicht zu sehen, und er hoffte, wenn dieser dem Einladungsbecher Bescheid thue, seinen Wunsch befriedigt zu sehen, aber vergebens, denn der Fremde ließ das Visir schnell wieder niederfallen. Seine Frage nach des Gastes Namen wollte der Ritter Hug nicht wiederholen, weil er auf dessen Schilde einen geschlossenen Helm erblickte, und suchte daher auf andere Weise Näheres zu erkunden, indem er das Gespräch auf die Entfernung, aus welcher der Fremde komme, lenkte.

Wol komm' ich weit her, äußerte Teuthold; ihr seht an dem heiligen Johanniskreuz, womit mein Helm geschmückt wurde, daß ich im Morgenlande gekämpft habe; jetzt ruhen dort die Waffen, deshalb will ich im Vaterlande das Schwert abgürten, bis es wieder ein Kampf für Recht und Wahrheit mir anzulegen gebietet.

Während dieß Teuthold von sich dem Ritter kund gab, schwankte Marie im festlichen Brautschmucke, von Eberhard geführt, in den Saal, und, den fremden Ritter erblickend, sank sie ohnmächtig nieder; denn sie erkannte ihren Geliebten an der Feldbinde, die sie ihm gestickt und vor seiner Abreise heimlich geschenkt hatte. Ihr Bräutigam Eberhard fragte verwundert, was ihr so plötzlich widerfahre.

Das kann ich euch sagen, rief Teuthold aufspringend, ihr fehlt der rechte Bräutigam.

Unmöglich, entgegnete Eberhard, denn ich halte sie ja in meinen Armen.

Ihr, nahm Teuthold wieder das Wort, seyd nicht der Bräutigam ihrer freien Wahl, sondern — ich bin es! Jetzt schlug er das Visir auf und warf Eberhard den Fehdehandschuh hin, und als ihn dieser aufgenommen hatte, verließ Teuthold ruhigen Schrittes den Saal.

Das ganze hochzeitliche Banket war durch dieß Ereigniß in Aufruhr, Marie aber durch ihrer Frauen Pflege wieder zu einiger Besinnung gekommen. Ihr Vater befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn ob er wol ein wilder Geselle war, wußte er doch das Gastrecht und Rittersitte zu ehren. Daher schritt er dem jetzt in seinem zierlichen morgenländischen Festgewande wieder eintretenden Teuthold männlich entgegen: Seyd mir als Gast und Ritter willkommen; wenn aber des Gastrechts heilige Zeit vorüber, werdet ihr, um der vorgefallenen Störung willen, meine Burg verlassen!

Nur noch Eine Stunde, entgegnete Teuthold, will ich auf euer Gastrecht Anspruch machen und dann scheiden.

Diese Zusicherung erfüllte Hug mit heimlicher Freude, weil er so die Hoffnung hegen durfte, daß das Hochzeitbanket friedlich enden werde. Teuthold aber benutzte die bedungene Zeit, um sich Marie zu nähern und von ihr zu erfahren, ob sie ihn noch liebe.

Ewig, ewig! flüsterte ihm diese vorübereilend zu, und die Thräne ihres Auges bestätigte das leise Wort der bebenden Lippe.

Der Bräutigam, der die offene Gefahr sah, seine Braut zu verlieren, hatte argwöhnisch jede Bewegung Teutholds und Mariens beobachtet und wahrgenommen, daß ihre Liebe noch lebendig und ihm gefährlich sey. Fremd edeln Gefühlen und einem großherzigen Entschlusse sann der Feige nun auf Rache und Vernichtung!

Teuthold, der mit Tapferkeit auch frommen Sinn verband, ging, als er Mariens Geständniß ihrer fortdauernden Liebe erhalten, ganz allein aus der Burg nach der neuerbauten Liebfrauenkirche, um dort zu der Mutter Gottes zu beten, daß sie ihn in seinem Beginnen schützen und seine Liebe, seine Herzensliebe segnen möge! Der mitternächtliche Mond leuchtete ihm auf seinem frommen Gange, aber er schien auch auf die Tritte des feigen Eberhard, der ihm in einiger Entfernung nachschlich. Teuthold, in die Gefühle seiner Liebe versunken und den Hoffnungen hingegeben, daß die heilige Jungfrau ihm und seiner Maria gnädig seyn werde, hatte sein Aug' und Ohr jeder Einwirkung des Lebens um sich her verschlossen und gewahrte nicht den nach-

schleichenden Feind. Er kniete an Maria's Altare nieder, um für seine geliebte Marie zu beten — da stieß ihm Eberhard sein meuchelmörderisches Schwert in die Brust, und Teuthold sank auf des Altars Stufen. Ich sterbe, weil es der Himmel will, sprach er, ähnlich dem Geisterlispeln; von ihm fordre ich meine Marie, sie wird mir nacheilen! Sprach's und verschied.

Eberhard vernahm noch des Sterbenden Worte und kehrte zur Burg zurück. Sein verstörter Blick zeigte, wie schwer die Blutschuld auf seiner Seele laste! So trat er in die glänzenden Reihen der Gäste, die ihn theils mit Spott über seine lange Entfernung von der Braut, theils aber auch, und vornehmlich die Frauen, mit Schreck über sein stieres Auge und sein verworrenes Ansehn empfingen.

Wo ist Teuthold? fragte Marie mit halb lauter und zitternder Stimme, die sich keiner frohen Antwort versah.

Sieh an diesem Schwerte, entgegnete ihr Eberhard mit schneidendem Tone, das Herzblut deines Buhlen! Er hat dich eingeladen, ihm bald nachzufolgen; aber, fuhr er hohnlachend fort, nun erst bist du mein! Bei diesen Worten wollte er sie umarmen, aber Marie stieß ihn von sich und schwieg. In ihrer Seele tobte ein Sturm von Gefühlen, ein Aufruhr, der sich nach einigen Secunden in eine tödtende Ruhe auflös'te. Ich höre seine Ladung; Teuthold, deine Marie folgt dir! Heilige Jungfrau, führe mich zu ihm! Mit diesen Worten sank sie todt zu Eberhards Füßen. Dieser, außer sich, wollte sie zu sich aufheben; aber der Vater

wehrte ihm: Weg von ihr, Meuchelmörder! Schande der Ritter, du hast auch mein Kind ermordet! Diese Weisung Hugs schnitt dem Sünder in's Herz, und er eilte hinaus und zum Leichname Teutholds. „Reue und Versöhnung im Tode!" seufzte er aus seines Herzens Tiefe und stieß sich das Schwert, an dem noch Teutholds Blut glänzte, selbst in die Brust.

Am nächsten Morgen fand man die Leichen der Männer, und ein Mönch, früher selbst ein wackerer Ritter, zog das Schwert aus Eberhards Brust; hoch hielt er es empor und rief dem erschrockenen Volke zu: Zum ewigen Warnungszeichen soll dieß Schwert vor der Kirche unsrer lieben Frau aufgehängt werden und sich so lange bewegen, bis das der Erde entnommene Blut dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung wiedergegeben und des Mörders Seele Erlösung aus der Verdammniß gefunden hat! Das Volk hörte mit Beben den furchtbaren Spruch, neigte sich und betete still für die Seele des Unglücklichen!

Dieß alte entblößte Ritterschwert ist jetzt noch unweit der Thüre der verfallenden Liebfrauenkirche außen an einer kurzen eisernen Kette aufgehängt zu sehen und bewegt sich, auch bei gänzlicher Windstille, immer hin und her. An jedem Jahrestage des Mordes sollen von dem Schwerte noch Blutstropfen herabfallen und daher der darunter liegende Erdraum nimmer berasen.

38.

Die Roßtrappe

im Harzgebirge bei Aschersleben.

Bodo, einer der Riesen, die der Sage zufolge Heiden und arge Zauberer, auch meist Räuber und Mörder waren, hauste im Böhmer Walde, von allen seinen Umgebungen ob seiner Macht gefürchtet. Nur Ulla, die Riesentochter vom Riesengebirge, vermochte er nicht, sich geneigt zu machen, auch nicht ihre Herrschaft zu stören; denn sie hatte sich mit einem mächtigen Geiste verbündet. Sehnsuchtsvoll blickte er von seiner waldigen Berghöhe in Böhmen hinüber nach Schlesiens Gipfeln, um seine Ulla zu gewahren; diese aber kannte den zudringlichen Liebhaber und suchte sein Späherauge sorglich zu meiden.

Einmal aber vergaß sie dieser Sorge und jagte wohlgemuth auf der Schneekoppe. Bodo, der unermüdlich Lauernde, hatte kaum die Riesenjungfrau erschaut, als er auch schnell sein Roß, das mit Einem Sprunge Meilen zurücklegte, sattelte, um die schöne, spröde Königstochter zu fangen oder zu sterben. Schnell, wie der Pfeil vom feindlichen Bogen, flog er nach Schlesiens Hochgebirgen und war der sorglosen Jägerin schon

nahe, als ihn diese noch zu rechter Zeit an seinem fernhin leuchtenden Schilde, das das Bild einer brennenden Stadt trug, erkannte. Blitzschnell floh sie über Berge und Wälder nach Thüringen und in die Schluchten des Harzes. Hinter ihr schnaubte der Riese, aber ihr nie zu ermüdendes Jagdroß vergrößerte und verdoppelte seine Sprünge, bis es endlich auf dem grausenden Felsen, seitdem des Teufels Tanzplatz genannt, einige Augenblicke verschnaufte; nur auf Augenblicke — denn Bodo war ihr auf der Ferse. Angst, namenlose Angst füllte die Brust der königlichen Riesenjungfrau; denn vor ihr gähnte ein tausendfüßiger Abgrund, in dem tief unten ein Strom wirbelnd tobte, und fern vom jenseitigen Ufer erhob sich ein Felsen, dessen Gipfel kaum Raum genug zu einem Huftritte bot. Schon streckte Bodo seine Riesenfaust, nur an das Schleudern von Eichenstämmen und Feuerbränden gewöhnt und hart wie sein Gemüth, nach Ulla aus, um sie von ihrem Rosse herabzuziehen, als das Mädchen alle Geister der Unterwelt zu Hülfe rief, ihrem Rosse die Sporen tief in die Seiten drückte und — glücklich auf die Spitze des gegenüberstehenden Felsen, aber mit solcher Gewalt sprengte, daß alle 4 Hufe sich tief in den harten Stein eindrückten! Sie war gerettet, aber ihre centnerschwere goldne Krone fiel bei dem Sprunge in des Stromes Tiefe. Bodo, blind vor Begierde, sprengte ihr nach und — versank in dem Strudel des Flusses, der von ihm den Namen die Bode erhielt, wo er nun als schwarzes Ungeheuer die Krone der Riesentochter bewacht, daß Niemand sie raube! Und dennoch wagte es einst für große Versprechungen ein

Taucher, in die schauerliche Tiefe zu steigen. Er fand die Krone, und schon sah das am Ufer versammelte Volk die Spitzen derselben auf der Oberfläche des Wassers schimmern, als er, wegen ihrer großen Schwere, sie wieder sinken ließ. Ermuthigt durch des Volkes Zuruf stieg er zum zweitenmal hinab und brachte die Krone noch einmal zur Oberfläche des Wassers, aber auch diesmal entsank die kostbare Last seinen müden Händen. Leicht wird Kühnheit zum Frevel, und der Taucher ließ sich bereden, zum drittenmal die boden- und lichtlose Tiefe zu besuchen, aber — eine blutige Welle kündete sein trauriges Geschick!

Dieser Strudel heißt jetzt der Kreetpfuhl, den Nacht und Grabesstille deckt, dem kein lebendes Wesen sich naht, und die Hufesspuren von Ulla's Rosse nennt noch heute das Volk die Roßtrappe.

39.

Der Zauberring im See

bei

A a c h e n.

Auf reichgeschmücktem Sarkophag
im gothischen Saal zu Frankfurt lag
die Leiche der schönen Fastrade
im Todtenornate.
Ueber sie neigte sich
ihr Gemahl, der Kaiser Karl, und wich
nicht aus dem Saal bei Tag und Nacht,
und hielt sie umschlungen, und drückte mit Macht
in wilder Lust
sein glühend Herz an die kalte Brust,
und küßt' ihren starren Mund
mit wollüst'gem Entzücken,
und in seinen Blicken
gab sich der Wahnsinn der Liebe kund.

Die Räthe alle und Ritter sah'n
den Kaiser tiefbekümmert an

und traten ihn an zu beiden Seiten:
«O Herr, wohl mögt ihr nun scheiden!
Denn seht, schon ist es der fünfte Tag,
schon zeigen sich die Todtenmahle,
und giftig dunstet die Luft im Saale;
der Tod kommt seinem Rechte nach
und giebt die theure Leiche
aus seinem Reiche
nicht mehr zurück.
Drum mögt ihr in diesem trüben Geschick
euch männlich fassen
und den Leichnam zur Gruft bestatten lassen,
eh' die Verwesung ihn mehr ergreift.»

So sprechen die Räthe dem Kaiser zu.
Der hört ihre Worte mit kalter Ruh
und schweigt;
dann aber rafft er sich hastig empor:
«Was erfüllt ihr mit Klagen mein Ohr?
Warum wollt ihr mich schrecken? —
Wo Verwesung? wo Todtenflecken? —
Fastrade todt? —
Sind doch die Wangen noch roth!
Schlägt doch ihr Herz noch so warm!
Und ihr Arm
drückt mich ja liebend noch! —
Hinweg, falsches Gezücht,
gönnst mir die Liebliche nicht!
Fastrade!» —

Wieder umschlingt er die Leiche fest,
Brust an Brust gepreßt,
und fürchterlich glüht sein stierer Blick.
Die Räthe und Ritter weichen zurück,
und einer mit Schaudern zum andern spricht:
«Der Wahnsinn hat ihn bethört!
Stört ihn nicht!
Gott gebe, daß es nicht lange währt,
denn seines Kaisers bedarf das Reich!»

Trauernd gingen sie allzugleich
aus dem Saale hinaus und flehten zu Gott,
daß er enden möchte des Kaisers Noth.
Vor Allen aber betete heiß
ein frommer, ehrwürdiger Greis,
der Erzbischof von Rheims, Turpin.
Derselbe hatte bis spät in die Nacht
für seinen Kaiser betend gewacht,
und Gott erhörte ihn.
Er sah im Traum einen goldenen Ring,
tief in Fastrade's Haar verborgen, —
der war es, woran der Kaiser hing.

Am andern Morgen
eilt er sogleich zum Sarkophag.
Der wahnsinnige Kaiser lag
schlafend noch immer am Busen der Leiche.
Still nahte sich Turpin
dem Haupte der Kaiserin,
lös't' ihr das schwarze, lockige Haar,

nahm da des goldenen Ringes gewahr
und barg ihn mit rascher Hand
in sein Gewand.

Auf schrak der Kaiser da hastig und rief:
«Fastrade! — So kalt, so bleich!
Und die Augen so hohl und tief!
Und die Lippen lauch und weich! —
Der Tod — böses Wort!
Leichengeruch! — Fort, fort!
's ist der fünfte Tag!»
Voll Entsetzen sank er am Sarkophag
ohnmächtig zusammen.

Er erwachte erst spät. Der fromme Turpin
und die Räthe und Ritter umstanden ihn
bekümmert; denn er sahe krank und verstört,
und der Wahnsinn hatte sein Mark verzehrt.
Aber ihr Kummer ward stille Freude,
als der Kaiser allgemach
sich erhob und besonnen mit milderem Leide
von Fastrade's Tode sprach.
Er begehrte nicht mehr zu ihr hin,
ward still und sinnig,
und ergriff die Hand des greisen Turpin
und drückte sie innig.
Dann rafft' er sich trauernd vom Lager empor:
«Kann die Todtenglocken nicht hören läuten!
Nach Ingelheim will ich morgen zieh'n,

und ihr, mein geliebter Turpin,
mögt mich begleiten!»

Kaum erwachte der Morgen,
da ritten die Beiden
selbander gen Ingelheim rüstig fort.
Den Kaiser erwarteten dort
des Reiches lang' vertagte Sorgen
und verscheuchten sein Leid
in kurzer Zeit.
Ueberall begleitete ihn
sein Freund, der ehrwürdige Greis Turpin,
den ließ er nie von seiner Seite;
und wohin er ging und was er that,
da bat er ihn um sein Geleite
und seinen Rath,
und es schien,
als könne der Kaiser ohne Turpin
nicht leben.

Der Erzbischof wußte gar wohl, warum
der Kaiser so innig an ihm hing,
und wurde bedenklich darüber, und ging
lange mit düstern Gedanken um,
und konnte nicht ruh'n,
und beschloß den goldenen Zauberring
von sich zu thun.

In denselben Tagen
zog er mit seinem Kaiser nach Aachen.

Dort lustwandelnd frühmorgens einmal
stieg er von einer waldigen Höh'
herab in ein großes Thal
und kam an einen kleinen See:
der schien ihm zur Gnüge tief zu seyn,
und er warf den goldenen Ring hinein.

Von Stund' an schien
des Kaisers Liebe für Turpin
erkaltet zu seyn.
Er war jetzt lieber allein
und wandelte täglich wohl mehrere Mal
hinaus an den See im Thal,
und setzte sich an des Ufers Hang,
und schaut' in die Wässer mit sehnenden Blicken
und stillem Entzücken
oft stundenlang.
Und nie verließ er die Thalung mehr
und ließ ein Schloß am See erbauen,
um von dem Söller her
nach dem Ringlein im Wasser zu schauen.

40.

Der Glomssack in Memel.

In der frühern Zeit war an der äußern Festungsbrücke in Memel ein sogenannter Glomssack zu sehen, aus Metall gegossen, der zwei Centner wog. Er diente zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke. Von seiner Entstehung und Bedeutung erzählt die Sage: Es habe König Erich von Schweden einstmals das Schloß Memel belagert, die Besatzung desselben sich aber tapfer so lange gehalten, daß der ganze Mundvorrath bis auf einen einzigen litthauischen Glomskäse aufgezehrt war. Die Belagerten hielten nun einen Rath, wie sie wol den Feind glaubend machen könnten, daß sie noch vielen Vorrath an Lebensmitteln hätten, und der Beschluß fiel dahin aus, den Glomskäse in das Lager der Feinde zu schleudern. Es geschah, und der Feind verzweifelte nun, das Schloß auszuhungern, und hob sofort die Belagerung auf. Zum Andenken an die gelungene List wurde der metallene Glomssack gegossen und an der Stelle der Mauer aufgehängt, wo man den wirklichen Käse über die Mauer geworfen hatte.

41.

Die Schützenprobe

in

Heinrichs.

Heinrichs heißt ein Flecken im Regierungsbezirk Erfurt. In dem Gasthofe zum goldenen Hirsch daselbst befindet sich im Hofe ein alter Schenkkeller, an dem man oben in der Mauer die Spuren von drei Flintenkugeln, nahe bei einander, bemerkt. Von ihrer Entstehung berichtet die Sage, daß einstmals drei Wildschützen hier eingekehrt seyen, an deren Schußfertigkeit man Zweifel äußerte. Darauf habe Einer von ihnen ein Kleeblatt im Hofe gepflückt, der Andere dasselbe mittelst einer Leiter oben an der Mauer befestigt und der Dritte eine gerade Linie von 90 Schritt bis an die gegenüberstehenden Häuser ausgeschritten. Dann habe Einer nach dem Andern Jeder ein Kleeblatt geschossen und es seyen alle Drei schweigend von dannen gegangen.

42.

Der Einsiedler

bei

Ellrich.

Bei Ellrich, einer Stadt unweit Nordhausen, liegt eine Höhle, schauerlich romantisch-schön, zwischen dunkeln Gebüschen und bemoosten Felsen, die eine weite, tiefe Kluft bilden. Im Innern befindet sich ein kleiner Teich klaren Wassers, das aus einer verborgenen Quelle hervordringt. Vor dieser Höhle, die das Volk die Kelle nennt, saßen einst zwei Liebende, die man für das schönste Paar im ganzen Gaue halten konnte, und sprachen ihre Gefühle der Liebe gegenseitig durch Händedruck, Lieder und Küsse aus. Konrad, so hieß der Mann, war heiter an Liebchens Seite; nicht so Mechtild, das Mädchen, denn diese blickte traurig und böser Ahnungen voll in das Gewässer. Warum bist Du, fragte sie Konrad, so düster? Bist Du nicht glücklich in meiner Liebe? — Wie lange? stellte Mechtild ihm mit bedeutungsvollem Tone eine Gegenfrage, wodurch Konrad aufgeregt und veranlaßt wurde, ihr auf's Neue ewige Treue zu schwören! Aber auch diese erneueten und

feurigen Liebesversicherungen konnten Mechtilds Stirn nicht erheitern, ihrem Munde kein Lächeln abgewinnen; sie blieb traurig, und in ihren Augen standen Thränen. Da kniete Konrad tief gerührt vor dem holden, reizenden Mädchen nieder, und durch diese seine Theilnahme gewann das Mädchen einige Beruhigung, und zärtlicher als je, doch schweigend, schieden die Liebenden von einander. Und Konrad ging, um sich nach Monden — ein anderes Mädchen zu wählen. Mechtild wußte es und schwieg; aber der Gram nagte an ihrer Lebensblüthe, wie der Wurm an der kaum entblühten Rose.

Es war eben der Jahrestag, daß Konrad Mechtilden bei der Höhle treue Liebe geschworen hatte, als er seine neue Braut dahin führte, um dort im traulichen Dunkel mit ihr zu kosen. Sie weilten, bis der Abend die Schatten schwärzer färbte und der Mond im ersten Viertel am westlichen Himmel matt zu leuchten begann. Da weckte aus der Höhle ein zarter Lichtschein die Liebenden aus ihren Umarmungen. Sie fuhren erschrocken auf, und vor ihnen stand Mechtild im — Todtenkleide. Konrad, tönte es aus ihrem blassen Munde wie Geisterlispeln, Konrad, denkst Du nicht daran, daß Du heute vor einem Jahre mir an diesem Orte ewige Liebe und Treue geschworen? Mich hat der Jammer getödtet; ich verzeihe Dir. Laß meinen Leib bei dieser Höhle ruhen! Konrad wollte ihre Hand fassen, aber Mechtild zog sie zurück und mit den Worten: Seyd glücklich, wenn ihr es könnt! entschwebte sie wie ein silberstrahlendes Wölkchen zur Höhe.

Da sank Konrad auf seine Kniee, klagte sich als

ihren Mörder an und schwur, der Hingeschiedenen Treue bis zum Tode zu bewahren, und dießmal — hielt er Wort; denn sofort trennte er sich von seiner Braut, verkaufte alle seine Güter und baute sich bei Mechtilds Grabe ein ärmliches Hüttchen, in dem er als Einsiedler lebte und nach wenig Jahren, wie ein saft- und kraftreicher Baum vom Sturme gebrochen, sein seufzerreiches Leben endete und sein Leichnam neben Mechtild begraben wurde. Diese Begebenheit hat die Sage unter dem Namen des Einsiedlers in der Kelle erhalten.

43.

Der Mönch und der Wolf

am

Zobtenberge in Schlesien.

An dem Wege, der vom Dorfe Groß=Mohnau durch den Wald des Zobtenberges nach Breslau führt, sieht man, unweit des Busches links, die steinerne Figur eines Mönches stehen, und in einem Bauerhofe in Marxdorf oder Rosenau einen in Stein ausgehauenen Wolf. Diese beiden Gebilde erinnern an eine alte Volkssage, die uns erzählt, daß einst ein Augustinermönch aus dem Kloster des Zobtenberges im tiefsten Winter nach dem Dorfe Groß=Mohnau gegangen und an dem dickwaldigen Fuße des Berges von einem hungrigen Wolfe angefallen worden sey. Er soll zu seiner Vertheidigung nichts als ein — Federmesser bei sich geführt und sich damit gegen die hungrige Bestie so ernst und anhaltend vertheidigt haben, daß sie endlich unterliegen mußte, der Mönch aber auch von dem Thiere so zerfleischt worden seyn, daß er sich nur noch

bis zu dem Kiefendorfer Busche fortschleppte und dort verblutete. Wo der Wolf verendete, wurde die Mönchsfigur zum Andenken aufgestellt, und der steinerne Wolf lag vor einigen 30 Jahren noch auf Marxdorfer Gebiete, wo der Weg von Floriansdorf nach Rogau geht, und von wo ihn ein Bauer, Freund des Alterthums, in sein Gehöfte führte.

44.

Der Name des Vorwerks Hülfe

bei

Konitz.

Der Lockmannsee bei Konitz, einer Kreisstadt im Regierungsbezirk Marienwerder, ist eine halbe Meile breit und gegen zwei Meilen lang, mit waldbedeckten Höhen umgeben. Auf einer kleinen Halbinsel am westlichen Ufer desselben lag in der Vorzeit ein befestigter Sattel= oder Lehnhof des deutschen Ordens, dessen Ueberreste man noch jetzt auf einem Hügel, der Burgwall genannt, erkennt. Jetzt findet man da ein Vorwerk, welches den Namen Hülfe führt; etwas nördlich davon liegt ein kleines Eiland mit Namen der Lämmerwerder.

Auf diesem Werder befand sich in der alten Zeit, als die Burg noch stand, eine Kapelle, dem heil. Georg geweiht, und dabei eine Hütte, in der ein alter Knappe wohnte, dessen Geschäft war, in der Kapelle eine ewige Lampe zu unterhalten. In der ganzen Umgegend war er wegen seiner klugen und weisen Aussprüche bekannt, die er Allen that, welche sich bei ihm Raths erholten,

und selbst der Orden soll in wichtigen Angelegenheiten ihn um seine Meinung gefragt haben.

Dieses Ansehen, welches der schlichte Knappe erlangt hatte, erregte den Neid der Vornehmen und besonders die Rache dreier Ritter, die er oft wegen ihrer unsittlichen Lebensweise ernstlich getadelt hatte. Diese nahmen einen Nachen und fuhren von der Burg nach dem Eilande, um den Wehrlosen heimlich zu überfallen. Aber der einsiedlerische Knappe gewahrte ihre Ankunft, und sie ließen vor seinem Blicke wie gelähmt ihre Schwerter sinken, wendeten um und wollten zur Burg zurückfliehen; aber der Nachen schlug um, die Ritter schrien ängstlich nach Hülfe, aber — der See verschlang sie. Der Einsiedler, erzürnt über die ausgezogenen Meuchelmörder, schleuderte die vor dem Heiligenbilde brennende Lampe hinüber in die Burg, und sie sank, von den Flammen verzehrt, in Trümmer. An deren Statt wurde später ein Vorwerk erbaut, das man, weil seit jener Zeit oft in den Fluthen des Sees der Ruf: Hülfe, Hülfe! gehört wird, Hülfe nannte.

45.

Affe, Schaf und Schwein

am

Dome zu Münster.

Diese drei Thiere sieht man auf der Nordseite desselben hoch an einer Zinne abgebildet. Der Affe sitzt auf einer dünnen Säule und knackt Nüsse, und scheint deren Schalen unter mancherlei Possen herabzuwerfen und die Zuschauer zu belustigen. Am Fuße der Säule steht auf der einen Seite ein Schaf, auf der andern eine Sau, die begierig aus einem Troge frißt. Von Entstehung dieser Bildnerei erzählt die Volkssage, daß der Erbauer des Domes mit den Domherren uneinig geworden sey und, um diese zu ärgern, das Bild angebracht und durch folgende Verse gedeutet habe:

Schafskleider tragen wir,
ein Schweineleben führen wir,
Affenspiele treiben wir.

46.

Die Rose von Koppenstein.

Diese Sage fällt zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Die Ruinen der Burg Koppenstein sieht man noch jetzt auf einer bedeutenden Höhe des großen Waldgebirges, das sich vom Rheine hin gen Trier zieht.

Imagina, des Vaters Lust
und ihres Bruders Freude,
war eine Jungfrau zart und hold,
und ihre Sitten, rein wie Gold,
ihr edelstes Geschmeide.

Und weil sie so gar lieblich war,
doch ernst in Zucht und Ehren,
ward sie die Rose nur genannt
von Koppenstein — 's war ihr bekannt,
und mochte es nicht wehren.

Wer sie gesehen, liebte sie!
Ihr freundliches Gekose

war ihres Vaters Lebenslust:
sie ruhte gern an seiner Brust,
saß gern auf seinem Schoose;

und kehrte aus dem Kampfgewühl
er zu dem heim'schen Heerde,
war sie dem Friedensengel gleich,
vergalt mit Lieb' und Pflege reich
ihm jegliche Beschwerde.

Auch Bruder Johann übte sich
als Jüngling gern in Waffen
und wußte sich durch Edelmuth
und durch sein ehrlich deutsches Blut
wol Gunst und Freund zu schaffen!

Gisbert von Wiltberg war ihm Freund
und darum gern gesehen
von Alt und Jung auf Koppenstein,
und er — sprach auf der Burg oft ein,
schien ungern heimzugehen.

Nicht Johanns Freundschaft war's allein,
was ihm dort wohlbehagte —
die wunderhold' Imagina
war's, die so gern der Junkherr sah
und sie — zu lieben wagte.

Sein Lieben blieb nicht unerhört,
es fanden sich die Seelen!
Der Vater sah's und freute sich
ob solchen Bundes inniglich
und mocht' es nicht verhehlen.

So hatte sich auf Koppenstein
eng Lieb' und Muth verbunden,
und unter Händedruck und Kuß
und süßer Rede Wechselgruß
floh'n schnell der Freude Stunden!

Sieh, da erschien Stein Callenfels,
ein starker, wüster Ritter,
wie in des Lenzes Blüthenpracht
den heitern Himmel schwärzt zu Nacht
ein drohendes Gewitter!

Er leerte mehre Becher Wein,
als ob der Durst ihn treibe,
und warb ganz trotziglich sofort
mit keckem und mit rohem Wort
das Fräulein sich zum Weibe.

Die ist, entgegnet Koppenstein,
als Braut bereits versprochen
an Ritter Gisbert. Thut mir leid;

denn nimmer hab' ich Wort und Eid,
wie's Rittern ziemt, gebrochen.

Darüber lachte Callenfels
und heuchelt Mißbehagen
und wagt's dem alten Koppenstein
zu droh'n, ihm fortan Feind zu seyn,
und Fehde anzusagen.

Und ohne Abschied tobt er fort —
und Ritter Johann schaute
ihm staunend nach und denkt bei sich:
Komm an, und es erwartet dich
dem nie vor Fehden graute.

Doch ob der Kinder war ihm leid,
und er beschloß zu — schweigen,
und sollten, weil er's nöthig fand,
sie sich baldmöglichst Herz und Hand
zum ew'gen Bunde reichen.

So wirkte still der wack're Greis
zu seiner Kinder Segen!
Doch eh' sich noch der Mond erneut,
gesegnet er die Zeitlichkeit,
sieht man ins Grab ihn legen!

Des jubelte Stein Callenfels;
nun war der Stamm gebrochen,

an den der Epheu sich gerankt!
Den Heiligen er frevelnd dankt,
daß seine Schmach gerochen!

Zu rauben Ritter Gisberts Braut
war nun sein Thun und Dichten,
doch heimlich — denn die Bosheit ist
gar oft verschwistert mit der List,
um sich'rer zu vernichten!

So lauert mit der Knechte Troß
er Abends in der Nähe
von Koppenstein, damit er sich
zum Raube recht gelegentlich
die beste Zeit ersähe!

Jetzt trennt zum Heimritt Gisbert sich
von der Geliebten Seite,
und weil der Abend reizend war
und nirgendwo für sie Gefahr,
gab Johann ihm's Geleite.

Am Fenster stand Imagina
dem Theuern nachzuschauen,
bis ihrem Auge er entschwand,
und sie Trost bei der Trauer fand
in frommem Gottvertrauen!

Als Callenfels die Jungfrau sieht,
treibt's ihn hinauf im Sturme;
doch sie — hört des Verfolgers Tritt
und eilt mit Angst im Flügelschritt
hinauf zum höchsten Thurme.

Auch hier erreicht sie Callenfels
und will sie schon umfassen —
sie wehrt sich seiner kräftiglich
und bittet ihn recht flehentlich,
sie frei und los zu lassen!

Doch wann hat gegen Leidenschaft
sich Unschuld frei erhalten!
Wie mag der schwachen Jungfrau Hand
wol leisten siegreich Widerstand,
wo Riesenkräfte walten!

So war auch taub des Räubers Ohr
bei ihrem Flehn und Bitten,
denn — sie war sein! — wo will sie hin —
und so hat seiner Lust Gewinn
er sich gar leicht erstritten.

Und nicht — es schwang Imagina
sich auf des Thurmes Zinne,
die Seele sie in Gott ergab
und stürzt zur Tiefe sich hinab,
daß Freiheit sie gewinne!

So war die Ros' auf Koppenstein
im Sturme schnell gebrochen —
doch ihrer Reize hohen Werth
hat, daß ihn noch die Nachwelt ehrt,
die Sage ausgesprochen.

Noch erzählt die Sage, daß Callenfels sich über die Mauer hinausgebeugt und der Hinabstürzenden nachgesehen habe, in diesem Augenblick aber der Thurmwart hinter ihn getreten sey, den Ritter bei den Schenkeln gefaßt und ihn, trotz dessen gewaltigen Strebens, in den Abgrund gestürzt habe.

47.

Die Müggelsberge und der Müggelsee

bei

Berlin.

An diesem See und in den romantischen Waldbergen ließ sich in der Vorzeit eine schöne Jungfrau sehen, bald in einfachen Frauenkleidern, bald in fürstlichen Gewändern. Sie sollte die Tochter König Ottoberts von Böhmen und auf ewige Zeiten hieher verbannt seyn. In dreimal sieben Jahren erschien sie als ein sehr liebliches Seefräulein und bat flehentlich, daß ein Mann sie aus dem Banne befreien und dafür große Schätze erhalten solle. Die Art und Weise ihrer Erlösung bestand darin, sie dreimal auf dem Rücken um die Hilbertskirche in Köpenick, auch bei den drohendsten Gefahren und grausenhaftesten Erscheinungen, furchtlos zu tragen. Es fanden sich nur Wenige, und auch von ihnen hat keiner das Erlösungswerk vollbracht, sondern sind Alle vor Entsetzen geflohen. Unter ihnen war auch ein fremder Ritter, der bereits die Jungfrau zweimal

um das Gotteshaus getragen und den dritten Umgang muthig begonnen hatte, als er vor den riesigen Schlangen und feuersprühenden Ungeheuern von Todesfurcht überfallen wurde und ohnmächtig zu Boden sank. Die Jungfrau und alle die Spukerscheinungen waren im Nu verschwunden.

Noch jetzt liegt der Schatz der Prinzessin zwanzig Klaftern tief unter einem weißen Steine und wird von einem schwarzen Geiste, der im Teufelssee unterm Gebirge seine Wohnung hat, bewacht, und Jäger und Holzschläger wollen noch zuweilen ein grausiges Hundegebell und Hörnerton durch die Eichenwaldung gehört haben und sagen dann, daß der böse Geist die Jungfrau suche.

48.

Das westphälische Fegefeuer

bei

Paderborn.

«In acht Tagen wird der Bischof uns mit seinem Besuche beehren, und bis dahin müssen alle neuen Habite fertig seyn; darum sputet euch!» So sprach der Klosterschneider zu Büdecken zu seinen Gesellen und verkündete ihnen zugleich, daß sie morgen noch einen Gehülfen aus Paderborn bekommen würden, der des Handwerks wohl kundig wäre.

Des freuten sich die Arbeiter sehr, weil dann die Arbeit noch förderlicher gehen werde.

Es verging aber der Morgen, Mittag und Abend des folgenden Tages, und es kam kein Schneider; denn er war in das Fegefeuer gekommen. Die Sache trug sich so zu. Der in das Kloster gerufene Schneider aus Paderborn, ein friedlicher, anspruchsloser Mensch, machte sich auf den Weg und hoffte, denn es war eine mondhelle Nacht, noch vor Mitternacht das Kloster zu erreichen; so schritt er leichtfüßig vorwärts. Als er in die Nähe des Lutterberges kam, von dem man

sich mancherlei Sagen und Mährchen erzählte, überfiel ihn eine Beklommenheit, daß seine Füße wie gelähmt waren, aber darauf auch eine Angst, daß er wie ein Gepeitschter vorwärts lief, dabei den Athem an sich hielt und schüchtern seitwärts schielte. In der Nähe des Berges angekommen, der seiner erhitzten Phantasie wie ein schwarzer, schrecklicher Riese erschien, hört er hinter sich ein lautes, widriges Geräusch; da zittert er am ganzen Leibe und fühlt sich so erstarrt, daß er nicht einmal das Zeichen des Kreuzes machen kann. Als das Getöse näher kam und immer schauerlicher wurde, verlor er auch die Besinnung und sank ohnmächtig nieder. Doch rief der grause, nächtliche Tumult ihn bald wieder zu sich, und er sah sich, von kaltem Angstschweiß triefend, in der Mitte von einer ungeheuern Schaar schwarzer Gestalten, deren einige geharnischt waren und einige auf feurigen Rossen ritten, alle aber ihn mit glühenden Augen anstarrten. Bei ihnen waren schwarze Hunde, deren Augen ebenfalls wie Feuer leuchteten, und diese nahten sich dem Schneider und schienen ihn mit ihren feuersprühenden Schnauzen beriechen zu wollen. Da schrie der Schneider ängstlich: Seyd gnädig, gestrenge Herren! Seyd barmherzig! Die ganze Gesellschaft schlug ein wahrhaft höllisches Gelächter auf, wozu die Hunde gräßlich heulten. Dann nahm einer der Vornehmsten, gewappnet und auf einem großen pechschwarzen Rosse sitzend, sich des armen Schneiders an und rief ihm mit sanfter Stimme zu, er solle sich nicht fürchten, sondern sagen, wer er sey und wie er hieher komme. Diese Zusprache gab dem

Schneider wieder einigen Muth, und er berichtete treuherzig und mit kläglicher Stimme, daß er ein armer Schneider aus Paderborn sey, der in's Kloster Büdecken gehen wollen, um dort den Mönchen neue Habite machen zu helfen. Als die Gestalten hörten, daß er ein Schneider sey, erscholl wieder ein Gelächter und Hundegeheul wie vorhin. Der hohe Ritter aber wandte sich zu seinen Genossen und äußerte, daß der Geselle, anstatt den Mönchen, ihren Schneidern helfen möchte, indem es ihm ja ganz einerlei seyn könne, bei wem er arbeite. Bloß mit dem Unterschiede, riefen Einige lachend aus dem Haufen, daß er bei uns mit einer brennenden Nadel und mit glühendem Zwirne nähen muß! Da schrie der Schneider auf's Neue um Gnade, was aber Niemand beachtete; sondern ein Reisiger, der in Knappenkleidung auf einem schwarzen Hengste im Hintergrunde hielt, nahm auf einen Wink des Ritters den Schneider hinter sich auf's Roß, und nun jagte der ganze Schwarm lachend und tobend, begleitet von Hundegeheul, dem Lutterberge zu, an dessen Fuße sie abstiegen und die Knechte mit den Pferden auf die Seite zogen. Dann ging der ganze Zug durch ein großes Thor, das sich von selbst öffnete, in das Innere des Berges, und der Schneider mußte folgen.

Solch einen unermeßlich großen Saal hatte er in seinem Leben nicht gesehen, wie er ihn hier gewahrte; er schien ihm so weit und hoch als der ganze Berg zu seyn und doch darin nirgends ein leeres Plätzchen; denn überall sah er hier ähnliche Gestalten, wie die, welche ihn hieher geführt hatten, in buntem Gemisch unter

einander. Der Schneider stand ganz erstarrt und wagte lange nicht, seine nächsten Umgebungen zu betrachten. Doch der Mensch gewöhnt sich, wenn er nicht ausweichen kann, nach und nach auch wol an das Gräßlichste, und so gewann auch der Schneider endlich so viel Muth, sich etwas näher umzuschauen, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß er sich in dem Fegefeuer des westphälischen Adels befinde, und daß alle Gestalten abgeschiedene Seelen seyen; denn er fand hier mehrere Herren und Ritter, die er im Leben gut gekannt, und manchen Knappen, mit dem er getrunken und Kurzweil getrieben hatte. Je länger er die Gesellschaft betrachtete, desto unbefangener ward sein Blick, und er merkte, daß das lustige Leben, das man hier führte, nur Schein sey. Denn man saß zwar an reichbesetzten Tafeln bei vollen Humpen, aß, trank, sang, spielte und jubelte, auch erzählten sich Einige ihre Heldenthaten und unrühmlichen Abenteuer, aber — die Essenden verzogen das Gesicht, den Trinkern fuhren Schwefelflammen aus den Bechern, die Spieler verbrannten sich an den Würfeln und Karten die Hände, die Sitzenden rutschten so unaufhörlich hin und her, als ob sie auf Kohlen säßen, und die Sänger und Jodler schnitten Gesichter, als ob sie Krämpfe bekämen.

Die Uebersicht eines Gemäldes überhaupt ermüdet bald das Auge und richtet es stehend auf einzelne Personen, Gruppen und Züge. So fing auch unser Schneider an, seine Aufmerksamkeit auf die hervortretendsten Erscheinungen zu richten und Bekannte zu entdecken, und so erkannte er z. B. in dem Vorsitzenden

an einer großen Tafel den unlängst verstorbenen Bischof Wilhelm von Paderborn, der im Leben, wie man sagte, ein frommer Mann gewesen war, wie er glühenden Braunkohl speiste, dabei von Saujagden erzählte, die er gern gehalten hatte, und bei jedem Bissen und Worte den Mund so verzog, als ob durch ihn Feuerflammen aus- und eingingen. Um ihn her saßen viele Domherren, Pröbste und dergleichen, denen es nicht besser zu ergehen schien. An einer andern Tafel sah er nichts als Geistliche, wieder an einer andern Ritter, an einer dritten ihre Knappen und Knechte, aber nirgends — weibliche Gestalten. An einigen Tafeln ging es so ziemlich ruhig, an andern dagegen sehr lebhaft zu, besonders wenn abgeschiedene Seelen aus der Oberwelt als neue Insassen des Fegefeuers ankamen; denn auch hier untersuchte man noch Adelsbriefe und Wappen, ließ aber von Geburt ächtadelige Ritter doch nicht zur Rittertafel, wenn sie im Leben feige und unritterlich gewesen waren. An der Grafentafel ward es mit einem Male absonderlich regsam; denn Bediente setzten einen Sessel, mit Lorberkränzen geschmückt, und meldeten, daß so eben Graf Simon von der Lippe anlangen werde, über welche Botschaft sich alle seine Familienmitglieder und Nachbarn sehr freuten. Bischof Wilhelm aber machte ein finsteres Gesicht; denn der Graf Simon hatte ihn im Leben oft befehdet und gefangen genommen. Der Graf von der Lippe kam an, und es ward ihm sogleich der Willkommenbecher gereicht, bei dessen Leerung er aber solche entsetzliche Gesichter schnitt, daß die früheren Bewohner des Fegefeuers sich des Lachens

kaum enthalten konnten. Bald nach dem Grafen kam auch sein Freund, der berühmte Ritter Busso von Asseburg, der nur erst in der vergangenen Nacht verstorben war.

Ueber diesen wechselnden Ereignissen gedachte aber der Schneider auch an sich selbst, wie er wol hinauskommen könnte, und indem er sich eben nach einem Winkel und einer Oeffnung umsah, wodurch ihm dieß möglich wäre, wurde er mit den Knappen und Knechten zum Essen gerufen, an einen Tisch, der links in einer Ecke stand. Er mußte folgen, ob er gleich nicht den mindesten Appetit zu den Gerichten der Vorhölle hatte, vermied aber, sich auf die schmalen feurigen Eisenstreifen, welche statt der Bänke dienten, zu setzen und noch ängstlicher, die aufgetragenen Speisen anzurühren, da sie ihm alle ungewöhnlich heiß zu seyn schienen und er nie, hier aber am allerwenigsten, Freund von allzuwarmen Speisen und Getränken war. Als aber sein Leibgericht, Forellen und frische Erbsen aufgetragen wurden, überwältigte ihn der Appetit, und rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel — zog sie aber mit einem jämmerlichen Wehegeschrei wieder zurück, denn die drei mittelsten Finger waren bis zur Hand weggebrannt. Er sprang umher und heulte wie ein Rasender, worüber seine Tischgenossen laut auflachten und ihn höhnisch verspotteten. Auf einmal erhob sich vor dem Berge ein Getöse, als wenn eine Schaar Ritter zur Fehde ansprengten, und alle eilten hin, zu sehen, was es Neues gäbe, und im Gedränge wurde auch der Schneider mit fortgerissen. Der Berg öffnete

sich und Ritter Busso mit seinen Knechten und Knappen hielt seinen Einzug. Der Schneider benutzte klüglich den Tumult und entschlüpfte schnell durch das Thor, ehe es wieder verschlossen wurde.

Als er wieder in die freie Gottesnatur kam, bemerkte er, daß es Morgen war, und jagte wie ein angeschossenes Wild davon, bis er auf dem Domhofe in Paderborn ganz erschöpft niedersank.

Als er sich wieder etwas erholt hatte, erzählte er sein gehabtes Abenteuer, das Manche, welche die Sage vom Fegefeuer im Lutterberge kannten, andächtig glaubten; Manche aber meinten, daß der Schneider geträumt oder ein Kobolt ihn geneckt habe. Selbst seine verbrannte Hand wollten Einige für Betrug halten, und nur, als am nächsten Morgen die Nachricht kam, daß der Graf von der Lippe und Ritter Busso in der Nacht, von welcher der Schneider gesprochen, wirklich verstorben seyen, fing man an, des Schneiders Erzählung für Wahrheit zu halten.

Die Klosterschneider zu Bübecken erhielten nun an ihm keinen Gehülfen!

49.

Die Kapelle zu Maria-Ablaß

in

Cöln.

Diese Sage fällt in die Zeiten des Kreuzzuges Kaiser Conrad's III, 1147 und 1148.

Mit Conrad, dem Kaiser, zog zum heiligen Land
ein stattlicher Ritter vom Rheine;
er führte mit kampferprobter Hand —
wieviel er auch immer der Feinde fand
und wo — das Schwert und die Lanze.
Ihn störte nimmer der Allahruf,
nicht der Moslemim blitzende Klingen;
sein Schwert, das für den Ritterberuf
ihm tüchtig ein Wormser Waffenschmied schuf,
wußt' er gewichtig zu schwingen!
Und kämpfend für das heilige Land
hält er der Letzten Einer noch Stand
im schweren, blutigen Streite;
seine Freunde zur Seite

sind alle gesunken — es hat die Schlacht
der Saracene gewonnen,
und ist vor seiner wilden Macht
der Christen Häuflein zerronnen!
Umringt war der Ritter, es strömte sein Blut
aus vielen klaffenden Wunden,
umflort das Auge, gebrochen sein Muth —
und so verlor er sein edelstes Gut,
die Freiheit! Mit Riemen gebunden
warf man ihn höhnend in finstern Thurm,
wo Nacht und Moder und Kröte und Wurm
den Ritter zu Tode fast quälen!
Man giebt ihm zu wählen:
entweder seinen Heiland und Gott
zu verläugnen und — Ehre zu erben,
oder in Ketten den gräßlichsten Tod
des Durstes und Hungers zu sterben!
Da betet mit Inbrunst zur Mutter des Herrn
der Ritter um Stärke im Glauben,
daß von ihm halte den Versucher sie fern,
ihm Gnade und Himmel zu rauben!
Er fühlte zwar seines Willens Muth,
sein Alles, sein Leben,
sein Herzblut und Gut
für seinen Erlöser zu geben;
aber — in Demuth erkannte er auch
das Gefährliche menschlicher Schwächen,
durch die des Versuchers betäubender Hauch
weiß den Willen für's Gute zu brechen!
Gieb Freiheit, heilige Jungfrau, mir,

so bat er, und ich gelobe dir
daheim ein Kirchlein zu bauen!
Und sieh, in der Nacht hat er das Glück,
die heilige Jungfrau mit himmlischem Blick
im Morgentraume zu schauen!

Er erwacht und fühlt sich mächtig gestärkt
und wagt Erlösung zu hoffen;
und als er umschauend freudig bemerkt,
die Thüre des Kerkers sey offen,
er ledig der Bande: — so säumt er nicht lang'
und sagt der heiligen Jungfrau Dank
und entfliehet glücklich dem Kerker.

Im Muschelhute und dem Pilgergewand
verließ er hastig das heilige Land
und eilt zum heimischen Herde.
Und hier gedachte der fromme Mann,
was er gelobte, und freudig begann,
daß es erfüllet bald werde,
er zu bauen ein Kirchlein, freundlich und fein.
Doch kaum vollendet, erschien's ihm zu klein,
und befahl: eine Kirche zu bauen,
prächtig und glänzend, wie nimmer noch eine
in den Gauen am Rheine
so hehr und erhaben zu schauen!

Doch als man des Kirchleins Mauer zerschlägt,
sieht man d'rin der Jungfrau Bild stehen.
Der Ritter erstaunt; denn eben so
hat er im Traum sie gesehen,
und ließ fortan das Kirchlein so klein
und hing seine Ketten und Sporen hinein

zum Bilde der heiligen Frauen,
wie solches noch heute zu schauen!

*

Viel kamen der Pilger von fern und nah'
zu beten vor dem heiligen Bilde,
und was man immer Gutes erflehte, geschah
durch Maria's himmlische Milde.
So kam auch einst eine Kaiserin,
um in dem Kirchlein zu beten;
doch wollte sie es mit frommem Sinn
durchaus nicht eher betreten,
als bis das veraltete Bildniß erneut,
und neue Farbe ihm Glanz verleiht!
Der Kaiserin Wort ward schnell vollbracht,
es strahlten gar prächtig die Farben;
doch als sie nahte, umhüllte es Nacht,
des Glanzes Strahlen erstarben,
von Künstlers Hand blieb keine Spur,
man sah — das alte Bildniß nur!
Noch oft hat man das Bildniß erneut,
und Meister ihm ihre Kunst geweiht;
doch immer ist wieder der Glanz verschwunden
und hat man — das alte Bildniß gefunden!

*

Das Heilige läßt sich nicht erneu'n,
denn es kann nie veralten!
Auch ohne äußern Glanz und Schein
kann's uns in Ehrfurcht halten!

G. Z.

50.

Der Schlußstein auf dem Domplatze

in

Halberstadt.

Karl der Große, unermüdlich für die Bekehrung der heidnischen Sachsen besorgt, berief den Bischof Hildegrin von Chalons, um in Seligenstadt ein Stift für die Kirche Gottes zu gründen. Aber nicht lange gefiel es daselbst dem heiligen Manne, und er verlegte seinen Sitz nach Halberstadt. Karl war es zufrieden, indem es ihm gleich galt, wo die neue Kirche begründet werde, wenn sie nur gedeihe.

Halberstadt war damals ein unbedeutendes Städtlein, dessen ganzer Raum, von finstern, hochgewölbten Thoren, steilen Mauern und düstern Graben umgeben, sich auf eine mäßige Anhöhe beschränkte. Auf ihr wollte der Bischof eine große, herrliche Domkirche erbauen. Alle Meister, Gesellen und Arbeiter der ganzen Gegend

vereinigten sich, um den Bau nach des Kaisers und des Bischofs Wunsche bald zu vollenden; er war auch in wenigen Jahren bis zum Schlusse des Gewölbes fertig und diesen sollte er durch einen schweren Granitstein erhalten.

Die Vollendung des Großen und Schönen erregt überall Neid! Und so trat denn auch hier eines Tages ein Mann, dem Scheine nach auch ein Bauverständiger, zu dem bald vollendeten Dome und sah mit neidischem Auge auf die zwiefache Säulenreihe der geräumigen Halle, auf die Decke, die wie ein strahlenwerfender Stern über dem Heiligthume schwebte, und er beschloß hämisch, den Zweck des kühnen Werkes zu hindern und durch gespenstischen Spuk jede Mühe der Bauleute zu vereiteln.

Diese kamen am nächsten Morgen in der Gesellschaft ihres wackern Meisters, um heute die Kuppel zu schließen. Mit gewaltiger Kraft wanden sie den großen, sorgsam zugerichteten Stein in die Höhe, und schon hatte er das Simswerk erreicht, als mit einem Mal alle Seile zerrissen und der Steinblock donnernd zur Erde stürzte, daß sie erbebte. Meister und Gesellen schauten staunend zur Tiefe und mochten nicht begreifen, wie ein solches jählinges Zerreißen aller Seile wohl möglich sey! Doch der Schlußstein mußte hinauf, und es wurde ein neuer Versuch gemacht, der aber noch unglücklicher ausfiel, als der erste; denn der Stein war dießmal noch nicht zur halben Höhe, als abermals das ganze Seilwerk, wie Bastfäden, auseinanderfuhr und den Stein fallen ließ.

Am nächsten Morgen stand früh schon, noch ehe sich Gesellen und Arbeitsleute eingefunden hatten, der Meister auf der Höhe der Kuppel und schaute gedankenvoll hinab auf den Stein, der zweimal seine wohlberechneten Anordnungen und Mühen vereitelt hatte, und wußte nicht, was er nun thun solle. Da klopfte ihn ein fremder Geselle plötzlich auf die Schulter und bot ihm, als er sich umsah, einen traulichen, aber mit boshaftem Lächeln gemischten guten Morgen, den der Meister ruhig erwiederte. Darauf erkundigte sich der Fremde nach dem Baue. Der Meister, nicht aufgelegt, selbst sein Mißgeschick einem Fremden mit vielen Worten zu erzählen, zeigte verdrüßlich schweigend auf die Kuppel und den Stein in der Tiefe. Der Fremde schien zu errathen, was den Meister mißmuthig mache, und versprach ihm, den Stein in die Höhe zu schaffen. Und er hielt Wort; denn ehe noch die Gesellen zur Arbeit kamen, war der Stein oben und die Kuppel geschlossen. Den Meister überfiel ein leichter Schauer, als er dieß wahrnahm und der fremde Geselle verschwunden war. Die Bauleute aber, weniger bedenklich, setzten nun mit neuer Lust den Bau fort, darob sich am meisten der Bischof freute.

Am andern Morgen stieg der Meister, wie er es fast täglich gewohnt war, wieder zur Höhe des Baues, um zu sehen, welche Arbeit er für den Tag anzuordnen habe, und stand wie ein Erstarrter, als er die Kuppel wieder offen und den Stein am Boden liegend fand! Da klopfte ihn wieder der fremde Geselle auf die

Schulter, ihm wie gestern einen Morgengruß bietend und nach dem Fortgange des Baues fragend. Der Meister gab eine Antwort, schweigend, wie er sie gestern gegeben hatte. Der Fremde lächelte höhnisch und bot abermals seine Hülfe an, die er auch, wie am vorigen Tage, schnell leistete. Die Freude des Meisters war sehr mäßig und die Arbeit der Bauleute weniger munter, denn die Täuschung von gestern war ihnen noch unvergessen; und sie hatten nicht Unrecht, denn am dritten Morgen stand abermals die Kuppel offen, und der Stein lag, wo er schon so lange gelegen hatte. Zum dritten Male erschien der Fremde mit seinem Achselklopfen und Gutenmorgen. Zornig sah sich der Meister um und wollte mit harten Worten seinem Aerger Luft machen, und vor ihm stand — der Teufel in seiner gräßlichsten Gestalt, schwarz und mit hämisch grinsendem Gesichte. Da machte der Meister das Zeichen des Kreuzes, und der Böse verschwand. Als dieß Alles der Bischof erfuhr, segnete er das Werk durch heiligen Spruch, und nun hoben die Gesellen den Stein durch ihre Kraft und schloßen die Kuppel, darob sich alle gar höchlich, besonders aber der Meister, freuten. Mit heiterm Gemüthe als je bestieg er am folgenden Morgen seinen Bau und fand das Werk — wieder zerstört und dabei den Bösen hämisch lachend.

Sollte nun der Tempel des Herrn vollendet werden, so waren Meister und Gesellen genöthigt, mit dem Bösen einen Vergleich zu schließen, und dieser bestand darin, neben dem Dome auch ihm eine Wohnung zu bauen.

Und zum Wahrzeichen des Vertrags schleuderte der Teufel den Schlußstein von der Kuppel hoch durch die Luft auf den Domplatz, wo er noch heute zu sehen. Der Dombau ward nun ungestört vollendet und neben dem herrlichen, erhabenen Gotteshause laut Vertrags der — Domkeller gegründet.

51.

Name und Wappen der Stadt Heiligenbeil.

Heiligenbeil ist eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Königsberg in Preußen.

Ramore hieß der Hain, wo ihren Götzen
die Preußen festlich blut'ge Opfer brachten
und wo die heiligste der Eichen stand.
Noch eine and're heil'ge Eiche war,
wo Heil'genbeil jetzt steht, vom König selbst,
dem ersten, dem die Preußen huldigten,
und Waidewuttis nannten, feierlich
zum Götterdienst geweiht. Das ganze Jahr,
im Winter wie im Sommer, grünte sie
und schattete der Priester Lügenopfer,
die Gorcho sie, dem Gott des Essens und
des Trinkens, brachten. Seine Wohnung war's,
wie sich's der fromme Aberglaube dachte.

Mit jedem Herbst, wenn man des Baumes und
des Ackers Frucht gesammelt, mußte man
von ihm ein neues Bildniß schaffen, das
man feierlich zum Erntefest verehrte
und, kehrt' es wieder — feierlich zerstörte.
Ein rohes Volk, und dennoch spricht sich aus
ein tiefer Sinn in seinem Aberglauben!
Lang' war das alte, tapfre Preußenvolk
von seiner schlauen Priester Trug befangen;
doch endlich ging auch seiner Finsterniß
das neue Licht des Christenglaubens auf.
Bischof Anselmus, der in Ermeland
der Jesusjünger kleine Heerde pflegte,
kam zu der Eiche, predigte das Wort
von Einem Gott, der aller Menschen Schöpfer,
Erhalter, Schutz und Freund und Vater sey;
von dem Erlöser von der Sünde Joch,
dem Aberglauben und der Todesfurcht,
und von der Pflicht an ihn zu glauben, ihm
zu folgen und durch ihn des Lebens Glück,
der Seele Heil zu finden und dereinst,
wenn wir für's flücht'ge Erdenleben sterben,
in bess'rer Welt die Seligkeit zu erben!
Haut um den Baum, den euer blinder Wahn
für eine Wohnung eurer Götter achtet,
die ohne Leben, ohne Geist und Macht
ihr trüglich Heiligthum nicht schützen können!
Dieß und noch vieles And're sprach er frei
und kühn zum Volk, das aber seinen Dienst
der todten Götzen nicht verlassen wollte

und mit dem ungeruf'nen Pred'ger grollte,
als dieser einem Christen ernst befahl,
das Beil zu nehmen und den heil'gen Baum
sofort zu fällen, daß das Volk erfahre,
ihr Gott sey nur ein Wahn, ein leeres Nichts!
Der Christ gehorcht, und mit dem ersten Hieb
fährt ihm das Beil in seine eig'ne Stirn
und streckt ihn blutig todt zur Erde nieder.
Laut jubelt auf der Götzen Priesterschaar
und alles Volk preis't groß die alten Götter,
und Keiner von den Christen wagt es mehr,
das Beil an den verhängnißvollen Baum
zu legen. Da erfaßt's in frommem Zorn
Anselmus selbst und haut, und haut mit Kraft
zu wiederholten Malen in die Eiche.
Und seht, des Baumes heil'ge Götter — schweigen
und rächen nicht, daß ihren Schattensitz
Anselmus lichten und vernichten wollte!
Jedoch zu langsam wirkt des Beiles Schlag,
und er befahl, ein Feuer um den Baum
zu schüren, daß er mit dem Gott zugleich
verbrenne und des Volkes Aberglaube
als Trümmer in sein eignes Nichts zerfalle.
Es sank der Baum, mit ihm das Götzenbild.
An ihrer Statt ließ Anselmus sofort
dem Christenglauben eine Kirche bauen
und d'rin das heil'ge Beil mit Fleiß verwahren.
Und um die Kirche her entstand zugleich
auch eine Stadt, die zur Erinnerung
er Heil'genbeil genannt. In ihrem Wappen

ist noch bis auf den heut'gen Tag das Beil
(drum darf der Sage man als wahr vertrauen)
zum Angedenken jener Zeit zu schauen.

Eine andere Sage berichtet, daß die Stadt Namen und Wappen von dem Beile erhalten habe, womit der heilige Adalbert getödtet worden und das über das Haff und da an's Land geschwommen sey, wo nachher die Stadt erbaut wurde.

52.

Die eiserne Jungfrau

auf der Burg

in Breslau.

In der ehemaligen ehrwürdigen Kaiserburg zu Breslau soll in einem unterirdischen Raume eine eiserne Jungfrau gestanden haben. (Unter diesem Namen hatte man im Mittelalter Maschinen mit verborgenen Räderwerken, welche, wenn sie durch den Tritt eines Menschen in Bewegung gesetzt wurden, diesen zermalmten und tödteten, indem die eiserne Jungfrau den Unglücklichen mit ihren Armen umschlang und an sich drückte. Man sagte von einem solchen Verurtheilten spöttisch: er müsse die eiserne Jungfrau küssen. Aehnliche Maschinen fand man auch in den Inquisitionsgerichten.) Man hörte oft Nachts dort ein dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern, und Jeder vermied sorgfältig diese Gegend des Schlosses.

Zu jener Zeit war Werner von Bruneck Verwalter der Burg, der eine Tochter, Namens Maria, hatte,

welche leiblich und geistig die schönste Jungfrau in Breslau war. Der Tempelbund war aufgehoben, und dessen Güter sollten vertheilt werden. Dieß veranlaßte einen jungen Ritter des deutschen Ordens, Konrad von Salza, der später der berühmteste Hochmeister desselben war, in der Breslauer Burg auf längere Zeit seine Wohnung zu nehmen. Er sah Maria und blieb für ihren hohen weiblichen Werth nicht unempfindlich, und auch auf diese machte der sehr stattliche Ritter einen angenehmen Eindruck. Hätte er des Mägdchens Liebe genährt, so wäre es von ihm unedel gewesen, da er sie nicht ehelichen konnte; er würde sie dadurch nur unglücklich gemacht haben, und das konnte und wollte der wackere Konrad nicht und dachte darauf, die Burg ehestens zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise schrieb er noch einen Brief an Werner und einen an dessen Tochter und ging dann hinaus in's Freie. Bei seiner Rückkehr hatte er das Mißgeschick, sich in der weitläufigen Burg zu verirren, und kam, statt in sein Gemach, auf einen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Er ging darauf zu und kam ganz unerwartet in eine Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Thüren. An der Decke hing eine Lampe, die nur ein düsteres Licht verbreitete. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht, jemals in dieser Halle gewesen zu seyn, und wollte eben wieder umkehren, als die Burgglocke die Mitternachtsstunde verkündete. Unwillkührlich gedachte er der eisernen Jungfrau, und es wurde dem tapfern Ritter etwas unheimlich; aber er hatte sein Schwert an seiner Seite und — blieb.

Plötzlich schien im und um's Gemach her Leben zu werden. Die Mauern bebten, Thüren krachten auf und zu, der Fußboden gerieth in eine zitternde Bewegung und unter ihm rauschte ein Räderwerk in gewaltigem Getriebe. Darauf pfiff ein Windstoß durch das Gemach, der die Lampe abwechselnd löschte und stärker entflammte und zu seinem lauschenden Ohre das klägliche Wehgeschrei einer weiblichen und einer männlichen Stimme führte. Die Jammerlaute kamen näher und mit ihnen auch eilig ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren, und ihr folgte auf dem Fuße ein Ritter, durch dessen zerquetschten Harnisch das Blut strömte. Beide Gestalten eilten hastig durch die Halle und zur Thüre, die aufsprang, hinaus. Kaum war die Erscheinung dem Auge Konrad's entschwunden, als er ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern hörte, das nach einigen Secunden schwächer wurde und endlich gänzlich schwieg. Aber mit dem Verhallen des letzten Jammerlautes traten die Gestalten wieder durch die erstere Thüre ein und schienen die ganze Scene wiederholen zu wollen. Da zog Konrad sein Schwert und stellte sich mit dem Rufe: Wer seyd ihr? ihnen entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke, wie es schien, besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Konrad wiederholte die Frage, und statt der Antwort deutete ihm das starre Todtengesicht des Mannes an, daß er ihnen folgen solle. Da dieß dem Ritter etwas bedenklich schien, wurde der Blick des gespenstischen Ritters flehender, und Konrad hüllte sich tiefer in seinen Mantel und folgte den Gestalten. Plötzlich sah sich der

Ritter Konrad am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die Riesengestalt der eisernen Jungfrau sitzend erblickte. Wie ein Wildverzweifelnder jagte die männliche Spukgestalt die weibliche hinab und stürzte sich selbst ihr nach, worauf sich das schreckliche Rauschen der Räder, das Wimmern und Röcheln wiederholte. Von einem unnennbaren Entsetzen ergriffen trat Konrad in die Halle zurück und fand — die beiden Jammergestalten vor sich stehen, die von ihm ihr Urtheil zu erbitten schienen. Konrad gewann Geistesgegenwart genug zu fragen, ob er sie retten könne, und wodurch. Da zeigte die männliche Gestalt mit ihrem Arme auf eine Schrift über der Thüre zu dem Orte der eisernen Jungfrau. Konrad folgte dem Winke und las: «Entsagung bringt Erlösung». Ihr seyd erlöst! rief Konrad mit fester Stimme. Da trat der Mann mit heitrer Miene auf ihn zu und gab ihm ein Buch, das er unter der blutigen Rüstung hervorzog, und als ihn die kalte Todtenhand berührte, geschah ein so heftiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Konrad — das Bewußtseyn verlor!

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem von innen verriegelten Gemache, und es war heller Tag. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht das seltsam geformte Buch vor sich liegen gesehen. Er wußte nicht, ob er es öffnen sollte oder nicht, und indem er noch stand und nachdachte, meldete ihm sein Knappe, daß das Seitengebäude der Burg, wo die eiserne Jung-

frau befindlich gewesen, in der letzten Nacht in Schutt und Trümmern zusammengestürzt sey. Dieses neue wundersame Ereigniß bestimmte ihn nun, das Buch zu öffnen, welches in lateinischer Handschrift die Lebensgeschichte eines frühern Besitzers des eben zusammengestürzten Gebäudes enthielt. Er las: «Sterblicher, den der Himmel zum Retter erkor, es giebt ein höheres Gut, als Liebe und Besitz eines geliebten Weibes verloren zu sehen! Wehe den Männern, die Pflicht und Beruf dem Undank eines Weibes opfern 2c.» Weiter vermochte er nicht zu lesen, denn er gedachte an das Verhältniß zwischen sich und Marien, und rief, das Buch zuschlagend: «Hast Recht, Unglücklicher, es giebt noch einen höhern Männerberuf, als ein Weib zu lieben!» Und in wenig Tagen verließ er Breslau.

53.

Die Ringe.

Diese Sage fällt um's Jahr 1226, in die Zeiten Ludwigs des Heiligen, Landgrafen von Thüringen, dessen Vasall Waldmann von Sättelstätt war.

Gen Merseburg zogen viel Fürsten und Herr'n,
um dem Wohle des Landes zu rathen.
Es kamen von nahe, es kamen von fern
viel Ritter rühmlicher Thaten,
aus Franken, aus Hessen, dem Thüringerland;
auch Ritter Waldmann von Sättelstätt fand
sich bald ein zum Fürstenturniere.

Die Rüstung war stattlich, gewichtig sein Speer,
und gar herrlich der Ritter zu schauen;
die reizende Tochter trabt neben ihm her,
die schönste aller Jungfrauen!
Den Falken wiegt sie auf rosiger Hand
und stöbernd folgt ihr am fesselnden Band
ein Rüde zum lustigen Jagen.

Je aller drei Meilen ward Lager gemacht,
um die Jägerin nicht zu ermüden,

und pflegte hier Waldmann mit Anstand und Pracht
den Rittern ein' Lanze zu bieten
und Harnisch und Falke und Rüde als Preis,
wer ihn, den müden und alternden Greis,
im Kampf aus dem Sattel gehoben!

Des Preises genug! Doch ein schöneres Gut
soll noch höher den Sieger erfreuen:
ein güldenes Ringlein wird seinem Muth
die Jungfrau als Lösung noch weihen.
Doch welchen der Sättelstätter besiegt,
sein Knie demüthig vor der Jungfrau biegt,
einen Ring ihr als Lösung zu reichen.

Da kamen der stattlichen Ritter und Herr'n
gar viel, um den Preis zu gewinnen.
Sie kamen aus der Nähe, sie kamen von fern,
und lustig die Kämpfe beginnen,
es hausen die Speere, es dröhnet der Schild,
denn einem gar köstlichen Preise es gilt,
Staubwolken umhüllen die Ritter.

Doch alle, so wacker, vermochten doch nicht
über Waldmann den Sieg zu erringen
und mußten nach Rittersitte und Pflicht
der Jungfrau den Lösering bringen.
Ihre Finger faßten die Ringe nicht mehr,
drob freuten sich Waldmann und die Jungfrau gar sehr
und zogen mit Ehre von dannen.

54.

Die Mühle bei der Askanienburg.

Die alte Burg Askanien, jetzt ganz verwüstet, lag auf dem Wolfsberge bei Aschersleben. Sie war das Stammhaus der Fürsten von Anhalt.

Am Fuße der alten Askanienburg wohnte Meister Martin der Müller, der ein gar frommer und fleißiger Mann war, dennoch aber nicht zu einem gewissen Wohlstande kommen, ja kaum für seine Gläubiger die Zinsen erwerben konnte. Daß er dabei nicht an die so nöthigen Baulichkeiten denken durfte, versteht sich von selbst, obgleich überall der Wind durch die Fugen zog und der Regen durch das löcherige Dach träufelte. Wol manchmal saß er und sann, was mit ihm künftig werden solle — ein trauriges Bild der Zukunft stand vor ihm, aber seine rastlose Thätigkeit und sein Vertrauen zu Gott wußten immer wieder Licht in das Dunkel zu bringen. Darum hielt er auch alle seine Kinder, er hatte ihrer viele, zum Fleiß und zur Frömmigkeit an. Sein ältester Sohn, Konrad, war ihm Herzensfreund und treuer Beistand, und beiden ähnlich war Elsbeth, die Magd, die mit Treue und geräuschloser Anhäng=

lichkeit immer das Beste ihres Brotherrn beförderte! Konrad und Elsbeth waren einander gewogen; aber kein Wort verrieth ihre Gesinnungen, denn beide waren arm.

Einst erwachte Elsbeth um Mitternacht in ihrem Bodenkämmerlein, und der volle Mond leuchtete so hell durch die niedere Dachöffnung, daß sie meinte, es sey bereits der Morgen angebrochen. Darüber erschrocken, denn sie regte sich stets früh zuerst im Hause, verließ nie schnell ihr ärmliches Lager, zog die nothwendigsten Kleider an und eilte in die Küche, dort Feuer anzumachen; aber welches Mißgeschick für die ängstliche Dienerin, auch nicht einen einzigen Funken konnte sie mit allen ihren Schlägen dem Stahle entlocken, kein Fünkchen wollte ihr aus dem schwarzen Zunder leuchten! Da blickte sie tiefseufzend auf und richtete zufällig ihr Auge nach dem Küchenfenster und gewahrte an dem nahen Bergrande einen feuerrothen Klumpen. Bedenklich schüttelte sie den Kopf, was das wol seyn möge, glaubte sich aber endlich zu überzeugen, daß es glühende Kohlen seyen. Sogleich entschloß sie sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um Feuer zu erhalten, nahm einen alten irdenen Topf und die Kohlenschaufel und schlich sich leise durch die Hausthür und über den schmalen Wassersteig zu dem Rande! Aber fast erstarrte ihr das Blut in den Adern und eine schneidende Morgenluft schien sie in Eis zu hüllen, als sie um die Kohlen her mehrere riesige Männergestalten in uralter Tracht und mit Leichengesichtern erblickte, die regungslos um den Kohlenhaufen lagen! So gern sie auch Feuer gehabt hätte, konnte sie doch die weibliche Furcht nicht

überwinden und wollte umkehren. In dem Augenblicke winkte ihr einer der Männer mit der Hand, daß sie sich von den Kohlen nehmen solle. Das machte Elsbeth wieder Muth und sie füllte ihren Topf mit Kohlen, eilte mit ihnen nach Hause, schüttete sie auf den Heerd, legte Holz darauf und blies mit kurzen Odemzügen in die Kohlen, daß das Holz bald anbrenne; aber die Kohlen waren so gänzlich erloschen, daß auch nicht ein Fünkchen aus ihnen auffuhr! Mit dem Unheimlichen schon etwas vertrauter geworden, ging sie mit ihrem Geschirre noch einmal an den Hügel, fand da Alles, wie das erste Mal, und die Männer wehrten ihr nicht, abermals Kohlen zu nehmen. Sie hatte sogar die Dreistigkeit, sich die größten herauszusuchen, weil diese länger Gluth halten, eilte damit nach Hause, konnte aber aus ihnen eben so wenig, wie aus den erstern, auch nur *einen* Funken erhalten. Da ward ihr jdoch etwas schaurig und sie fing an zu fürchten, daß sie es mit Geistern zu thun habe! Aber der Gedanke, daß ihr Brotherr sie diesen Morgen saumselig finden könne, was vorher nie geschehen, war ihr so unerträglich, daß sie alle Furcht überwand und zum dritten Male den Weg antrat. Dießmal nahm sie die Kohlen aus der Mitte der Gluth und füllte den Topf bis zum Rande. Als sie sich aber nun zur Rückkehr wandte, rief ihr eine der Gestalten mit hohler Stimme zu: «Nun nichts mehr!» Da trieb Schrecken und Angst die arme Elsbeth zur Mühle, wo sie den Topf auf den Heerd warf, an den Kohlen abermals keine Gluth bemerkte, wol aber durch das Küchenfenster, da die

Thurmuhr der Burg eben zwölf schlug, die Männer und das Kohlenhäufchen verschwinden sah. Jetzt erst wußte Elsbeth, mit welchen Wesen sie verkehrt hatte, und eilte, am ganzen Leibe zitternd, in ihr Bett, wo sie von Fieberfrost und Schweiß abwechselnd ermattet, endlich einschlief.

Am Morgen stand Meister Martin auf und wunderte sich nicht wenig, im Hause noch Alles so still und ruhig zu finden. Er ging in die Küche und hoffte dort seine brave Elsbeth zu finden, sah aber Niemand, wol aber auf dem Heerde einen lichten gelben Schein. Das kam ihm befremdend vor und er trat näher, um die Erscheinung zu untersuchen, und fand einen großen Haufen — blanker Goldstücke. Gott im Himmel, was ist das? rief er wie ein Träumender und konnte nicht glauben, daß er recht gesehen. Er wagte es, die Goldstücke anzufassen, sie klingen zu lassen, und nun fiel er auf die Knie und dankte Gott für die wunderbare Hülfe! Jetzt kam Elsbeth und sah in der Morgendämmerung ihren Herrn für einen der Männer an, die am Rande bei den Kohlen gelegen hatten; doch bald erkannte sie ihn und erzählte nun ihm und den übrigen Mitgliedern der Familie, die unterdeß auch aufgestanden waren, was ihr in der vergangenen Nacht begegnet sey! Darauf entstand ein Streit um das Gold, wie er sich sonst nicht leicht erhebt; denn der Müller und die Magd, Jedes wollte das Gold — nicht haben. Der Schatz ist dein, sprach Meister Martin zu Elsbeth, dir haben ihn die Geister bescheert. Nein, entgegnete diese, ich habe die Kohlen nicht für mich, sondern in

euerm Dienste geholt, folglich ist es euer Eigenthum. Der Streit läßt sich enden, begann endlich Konrad: Vater, gebt mir Elsbeth zum Weibe; denn ich habe das fleißige fromme Mädchen längst lieb gehabt, und wenn mich meine Ahnungen nicht betrügen, wird sie meinem Vorschlage beistimmen. Elsbeth schlug verschämt die Augen nieder und reichte Konrad die Hand. Und nun, fuhr Konrad fort, laßt uns bei euch wohnen, Vater, und in Liebe und Einigkeit das Glück genießen, das uns Gott so wunderbar bescheert hat. Mit Thränen in den Augen legte der Vater die Hände der Liebenden in einander, bezahlte seine Schulden, richtete eine fröhliche Hochzeit aus und baute sich eine — neue Mühle.

55.

Der alte Dessauer und der Mühlknappe.

Der Preußen erster König sprach:
«Was nützet mir Litthauen,

wo Nichts, als Wald und Wüstenei
 und träges Volk zu schauen?»
Er sprach's zum alten General,
den man im Volke dazumal
 den alten Dessauer nannte.

Doch der entgegnete darauf:
 «Majestät sind falsch berichtet:
wer das vom Volk und Lande sagt,
 hat's lügenhaft erdichtet;
denn als ich für die Garde dort
Rekruten warb, hat mir sofort
 wol Land und Volk gefallen.»

Dieß wack're Wort der König hört
 und wird drob frohen Muthes,
nimmt sich des Lands und Volkes an,
 erzeigt ihm sehr viel Gutes.
Und dem Dessauer schenkt er dann,
weil bess're Einsicht er gewann,
 zum Dank das Gut Norkitten.

Hier schuf der Fürst, ein guter Wirth,
 des Nützlichen und Neuen
gar viel, und sah mit Herzenslust
 der Sorgen Frucht gedeihen,
und baute in dem Dorfe drauf,
an eines Baches raschem Lauf,
 auch eine neue Mühle.

Schon steh'n die Mauern fest und dick,
nebst Schwellen, Thür und Sparren;
das sich're Dach bedeckt den Bau,
und fleiß'ge Löhner karren
den Schutt, daß für die Räder man
und für das Wasserbette dann
den nöth'gen Raum gewinne.

Da spricht ein Mühlknapp' wandernd zu
und wünschet mit zu bauen.
Woher des Landes? fragt der Fürst.
«Gebürtig aus Litthauen.»
Die, meint der Fürst, nicht viel versteh'n
und heißt den Knappen weiter geh'n
und and're Arbeit suchen.

Darob sehr der Gesell ergrimmt
und schwört dem Fürsten Rache
(die leicht ihm wird, denn Zauberei
ist ihm bekannte Sache).
Und der Mühlknappe hielt sein Wort,
denn von der Stund' an kam sofort
der ganze Bau in's Stocken.

Der Zimm'rer schwitzt, der Maurer keucht,
die Meister schimpfen, fluchen,
die Mühle wird nicht fertig, mag
man jede Kunst versuchen!
Da fiel's dem Fürsten endlich bei,

ob wol der Knappe Schuld dran sey,
den er kurz weggewiesen.

Man ruft zur Arbeit ihn — und sieh,
das Werk kam bald zu Stande
und ward durch des Gesellen Kunst
die schönste Mühl' im Lande.
Das Wasser rauscht, die Räder dreh'n
im raschen Schwunge sich, und geh'n
zur Mühle schon die Gäste.

Nun bat der Knapp' um seinen Lohn —
das war dem Fürst zum Lachen;
er rieth ihm, daß er sich sofort
sollt' aus dem Staube machen,
denn hier sey Zauberei im Spiel.
Der Knappe macht nicht Worte viel
und trollt sich aus dem Schlosse.

Der Fürst selbst war ein Zauberer.
Das wußte der Geselle,
und lauerte, wie er ihm wol
sich dreist entgegenstelle!
So lang' der Fürst im Schlosse war,
konnt' ihm die Zauberei kein Haar
auf seinem Kopfe krümmen.

Einst schaut' im Königsberger Schloß
er müßig aus dem Fenster,
und blies aus seinem Türkenkopf
Rauchwolken, wie Gespenster,

und sah mit seelenfrohem Sinn
auf das Gewühl der Menschen hin
und auf ihr Thun und Treiben.

Das hatte sich der Müllerbursch
mit schlauer List erlauert
(wer Rache sucht, ermüdet nicht,
wenn's noch so lange dauert!)
und bat den Fürst um seinen Lohn —
doch dieser sprach dem Knappen Hohn
und wies ihn fort mit Lachen.

Als nach Minuten vieles Volk
blieb vor dem Schlosse stehen,
und Jeder zu dem Fürsten fing
neugierig an zu sehen,
griff an den Kopf er mit der Hand,
wo er zu seinem Schrecken fand
ein großes — Hirschgeweihe.

Schnell wollt' er sich durch's Fenster zieh'n
zurück in seine Zimmer,
jedoch zu groß war das Geweih,
und es gelang ihm nimmer,
bis er — dem Knappen seinen Lohn
bezahlte; dieser ging davon
und — lachte sich in's Fäustchen.

56.

Der heilige Adalbert
bei
D a n z i g.

Erste Sage.

Adalbert oder Adelbert, eigentlich Woytache, aus der gräfl. Familie Libicenski in Böhmen, lebte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, war Bischof zu Prag, predigte in Ungarn und Polen das Evangelium, ward Erzbischof in Gnesen und ging als Apostel zu den Preußen, die ihn ermordeten.

Adalbert war ein heil'ger Mann,
der Viele für den Glauben gewann;
das Wort vom Kreuze verkündete er
in Polen und sammelt' um sich her
eine große Schaar, die Christum bekannte
und gläubig ihn ihren Heiland nannte.

Von da zog er in's Preußenland
gar arm und in sehr dürft'gem Gewand;
er hatt', wie Petrus, nicht Silber und Gold,
doch Worte des Herrn, kräftig und hold,
damit unter Gottes Beistand beginnen
wollt' er, und Seelen dem Herrn gewinnen.

Zuerst ging er in's Kulm'sche Land,
und weil er da nicht Aufnahme fand,
nahm er gen Pomesanien den Weg;
doch fehlt' dem Flusse Brück' und Steg,
  und als er's Fährgeld nicht konnt' erlegen,
  rächt sich an ihm der Schiffer mit Schlägen!

Das schmerzte Adalbert gar sehr,
doch daß man ihn nicht hörte, noch mehr;
er kam, wo jetzt Stadt Fischhausen steht,
zu pred'gen des Heilands Majestät.
  Das war den Heidenpfaffen zuwider
  und sie schlugen ihn flugs jämmerlich nieder!

So fand er hier im heil'gen Amt,
das unmittelbar von oben stammt,
den schrecklich blutigen Märtyrertod,
und es sollte nach der Pfaffen Gebot
  auch seinem Leichnam noch in der Erden
  kein ehrlich ruhig Begräbniß werden.

Als das Boleslaus Gorvin,
der Polen König, hörte, sandt' er hin
und fordert' den heil'gen Leichnam zurück,
daß er ihn festlich zu Grabe beschick'.
  Des freu'n sich heimlich die Götzenpfaffen
  und wollen dabei Gewinn sich schaffen.

Wir geben, lautet der Bescheid
an die Polen, den Leichnam noch heut',

wenn ihr so viel an Golde uns wägt,
als das Gewicht des Leichnams beträgt.
Mit dem Bescheid sich flugs die Gesandten
heim wieder zu ihrem König wandten.

Und dieser schickt zum Leichenkauf
nun Kleinodien viel und Gold zu Hauf.
Schnell wird eine große Waage gebracht,
und fest daran zwei Schalen gemacht,
und sie in eine den Leichnam legen
und in der andern das Gold sie wägen.

Viel hat der König Gold gesandt,
es füllt fast die Schale bis an Rand;
und doch ist ihm der Leichnam zu schwer,
da bringt man bald des Goldes noch mehr.
Die Boten selbst ihr Reisegeld geben,
doch will sich nimmer die Schale heben.

Da kommen Preußen noch herbei,
die Adalbert tauft', und nennen sich frei
Bekenner des Kreuzes, Jünger des Herrn,
und legen zu ihr eignes Gold gern.
Und ob auch Alle ihr Alles geben,
doch will sich nimmer die Schale heben.

Da noch ein' alte Mutter naht,
die ihrem Gott diente früh und spat
mit Wohlthun und Beten so manches Jahr,
die bracht' ihre letzten zwei Pfennige dar,

damit auch sie ihren Beitrag zahle,
und legt' sie noch auf die volle Schale.

Und kaum die Pfenn'ge liegen drauf —
fliegt die andere Schale leicht auf,
und alles Gold, was der König gesandt
und was gegeben der Gläubigen Hand,
wird aus der Schale wieder genommen;
die Leiche sie für zwei Pfenn'ge bekommen.

* * *

Was Reich' aus ihrem Ueberfluß
für's Heilige gern spenden,
hat Werth; doch größ'ren hat es noch,
wenn aus der Armuth Händen,
für die Ein Pfennig Werth enthält,
das einz'ge, letzte Scherflein fällt —
's ist ihre ganze Habe
und so die — größte Gabe!

Zweite Sage.

Die heidnischen Preußen erschlugen den heiligen Adalbert, der von Polen aus zu ihnen gekommen war, das Evangelium zu predigen, und zerhackten seinen

Leichnam in unzählige Stücke, die sie am Ostseeufer umherstreuten. Da geschah es denn, daß ein Preuße von Adalberts Hand einen Finger, an dem ein Goldring steckte, abhieb, diesen zu sich nahm, jenen aber an's Ufer warf. Hier fand ihn ein Sperber, der damit über's Meer flog und ihn hineinfallen ließ, wo ihn ein Hecht verschlang. Von der Zeit an gab der Fisch, wo er auch immer geschwommen, einen zarten Lichtschimmer von sich. Diesen bemerkten die Fischer und trachteten darnach, den Fisch zu fangen, was ihnen auch gelang. Sie schlachteten ihn und fanden in seinem Bauche den Finger ganz unversehrt. Da meinten die Fischer, welche Christen waren, daß er einem heiligen Manne gehört habe, und gingen aus, die Leiche desselben zu suchen. Bald fanden sie dieselbe, denn die zerstreuten Glieder hatten sich wunderbarer Weise von selbst zusammengefügt, und nur der Finger fehlte. Diesen setzten die Fischer an die Hand und er wuchs schnell fest. Der Körper des Heiligen hatte, eh' ihn die Fischer fanden, bereits dreißig Tage gelegen, und kein Vogel oder anderes Thier hatte ihn angerührt, weil er von einem Adler bewacht worden war.

Dritte Sage.

Diese meldet, daß man dem heiligen Adalbert nur das Haupt abgeschlagen und den Körper liegen gelassen habe. Dieser sey dann von selbst aufgestanden, habe sein Haupt in beide Hände genommen, es vor sich hergetragen und sey so in die Kapelle gegangen, wo er gewöhnlich Messe gelesen. Unterwegs habe das Haupt mit lauter und schöner Stimme allerlei geistliche Lieder gesungen. Von der Kapelle weg sey er von einem Orte zum andern gewandert, den singenden Kopf immer vor sich her tragend, bis er in die Gegend von Danzig gekommen, wo noch jetzt die Kirche des heil. Adalbert steht. Hier sollen ihn die heidnischen Preußen gefunden und beschlossen haben, ihn ihren Göttern zu opfern, der Polen König Boleslav ihn aber gekauft haben.

57.

Der Wärwolfstein

bei

Magdeburg.

Unweit Magdeburg bei dem Dorfe Eggenstedt liegt auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, von dem die Sage also erzählt:

Bei dem Brandsleber Holze, sonst zum Harze gehörig, lebte vor alter, grauer Zeit ein unbekannter Mann, von dem Niemand wußte, wer und woher er sey. Man nannte ihn unter dem Volke nur den Alten. Er kam oft in die Dörfer und verrichtete, zu großer Zufriedenheit der Landleute, mancherlei Arbeiten, besonders das Hüten der Schafe. Als einst in der Heerde des Schäfers Melle zu Steindorf ein niedliches buntes Lamm fiel, bat diesen der Alte sehr dringend, dieß ihm zu schenken, wozu aber der Schäfer keine Lust hatte. Jetzt kam die Zeit der Schafschur und Melle ersuchte den Alten, ihm dabei zu helfen. Dieser that es gern, und der Schäfer hatte Ursache, mit der Arbeit des Alten zufrieden zu seyn! Als aber nach geendigter Schur der Schäfer Lohn geben wollte, war der Alte nirgends zu

finden und mit ihm war auch das bunte Lamm verschwunden. Melle erinnerte sich der früheren Bitte des Alten um das Lamm und es blieb ihm kein Zweifel übrig, daß es der Alte mit sich genommen, was ihn sehr verdroß. Einst weidete Melle im Kattenthale, da trat ganz unerwartet der Alte zu ihm mit den höhnischen Worten: «Guten Tag, Melle, dein buntes Lamm läßt dich grüßen!» Wüthend schlug der Schäfer mit seinem Stocke nach dem Alten, dieser aber verwandelte sich in einen Wärwolf und sprang auf den Schäfer zu. Dieser, so etwas nicht vermuthend, erschrak nicht wenig; aber seine treuen Hunde nahmen den Wolf an, der nun hastig entfloh und von den erstern heftig verfolgt wurde, bis sie ihn endlich in der Nähe des Dorfes Eggenstedt erreichten und umringten. Melle, so erbittert wie seine Hunde, sprang zu und rief: Nun mußt du sterben. Da stand plötzlich wieder der Alte in Menschengestalt vor ihm und bat um Schonung und Leben und wollte Alles thun und geben, was Melle verlangte. Dieser aber, vor Wuth blind und taub, stürzte von Neuem mit seinem Stocke auf ihn ein und schlug auf — einen Dornstrauch, in den sich der Alte verwandelt hatte, so unbarmherzig los, daß er gar bald seine Zweige würde zerhauen haben, wenn nicht der Alte noch einmal Menschengestalt angenommen und flehentlich um sein Leben gebeten hätte. Aber auch dieser letzte Versuch war vergebens, denn der Schäfer blieb unerbittlich. Da suchte der so hart Gepeinigte wieder als Wärwolf zu entfliehen, aber ein einziger gewaltiger Streich von Melle's Hand streckte ihn todt zur Erde.

An dem Orte, wo er fiel, wurde er auch in die Erde verscharret, und diesen Ort bezeichnet ein Felsstein, noch bis heute der Wärwolfstein genannt.

58.

Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge

in

Westphalen.

Auf dem Kindelsberge, der mittelsten Höhe eines Berges hinter dem Geisenberge in Westphalen, stand vor alten Zeiten ein Schloß, das ebenfalls den Namen Kindelsberg führte und der Wohnsitz gottloser, übermüthiger Ritter war. Ihr Uebermuth entstand aus dem unermeßlichen Reichthume, den ihnen ein Silberbergwerk spendete. Sie spielten mit silbernen Kugeln und Kegeln! Das und Aehnliches hätte immer noch

seyn mögen; aber große Kuchen von Semmelmehl zu backen und sie wie Räder an die Wagenachsen zu stecken, das war doch ein zu schändlicher Frevel und konnte nicht ohne Gottesstrafe bleiben, zumal eben um jene Zeit viele, viele Menschen kein Brot zu essen hatten!

An einem der nächsten Spätabende ließ sich plötzlich im Schlosse eine weiße, männliche Gestalt sehen, die, wie der Prophet Jonas den Niniviten, allen Burgbewohnern verkündete, daß sie in drei Tagen sterben würden, und es werde zum Zeichen, daß sein Wort wahr sey, in nächster Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen! Das bestätigende Zeichen geschah, aber Aller Herz blieb verstockt, bis auf die Ritter Siegmunds, des Burgherrn jüngsten Sohnes, und dessen schöner Schwester. Beide nahmen die Geisterdrohung zu Herzen und beteten mit einander Tag und Nacht. Es kam der dritte Tag, und Alle, außer die frommen Geschwister, fielen, eines nach dem andern, todt zur Erde.

Die Burg mit allen Besitzthümern gehörte nun Siegmund und seiner Schwester. Ersterer zog mit einem jungen Grafen von der Mark, dem die letztere feierlich verlobt war, in Krieg, aus dem er immer wiederkommen sollte und nicht heimkehrte. So stand denn das schöne Burgfräulein von Kindelsberg einsam und ohne männlichen Rath und Schutz. Dieß gewahrte der junge kühne, aber rohe Raubritter von dem Geisenberg, der beständig ein großes schwarzes Pferd ritt und daher vom Volke nur der Ritter mit dem schwarzen Pferde genannt wurde, und warb um das Fräulein. Diese aber lehnte seine Bewerbungen ernstlich

mit der Versicherung ab, daß sie eine bereits Verlobte sey! Aber weder ihr Bräutigam noch Bruder wollten wiederkehren und der schwarze Ritter seine Bewerbungen nicht einstellen. Da sprach das Fräulein, um den Letztern von sich entfernt zu halten, eines Tages zu ihm: Wenn die grüne Linde vor meinem Fenster verdorrt, will ich dir gewogen werden. Der schwarze Ritter ließ nun überall sorgfältig in den Gauen umher nach einer dürren Linde suchen, die so groß wie jene grüne sey, und es ward auch unglücklicherweise eine solche gefunden. Schnell ließ sie der Geisenberger herbeischaffen und in einer mondhellen Nacht an die Stelle der grünen setzen, diese aber ausgraben und wegthun. Als am Morgen das Fräulein erwachte, wunderte sie sich der ungewohnten Helle vor ihres Schlafgemachs Fenster und eilte, die Ursache zu sehen. Wie von Geisterhand berührt, stand sie todtenbleich, denn vor ihrem Fenster stand — eine verdorrte Linde. Sie schlich hinab und — weinte! Da kam der schwarze Ritter, um nun ihre Liebe und Hand, gleich einem Raub, wegzuführen; aber das Fräulein sagte ihm mit kühnem Muthe in's Gesicht, daß sie ihn nie lieben werde. Solchen Bescheid nach gehabter Mühe, die ihm der Betrug verursacht hatte, nicht erwartend, zog der Ritter sein Schwert und stieß die Unglückliche nieder. Noch am selbem Tage kehrte der Bräutigam zurück, bereitete ihr ein Grab und setzte an dasselbe eine Linde und einen großen Stein, die noch zu sehen sind.

59.

Die Gründung der Stadt Thorn

wird von der Sage verschieden erzählt.

Der Römer Thorandus hatte durch große Kriegsmacht die Preußen bezwungen und hoffte sie ganz unter römische Herrschaft zu bringen; darum erbaute er gleich beim Eintritt des Landes eine Stadt, die er nach seinem Namen Thorn nannte, daselbst sein fürstliches Hoflager aufstellte und der Venus, die er Parthenia nannte, einen herrlichen Tempel baute!

Eine andere Sage berichtet, daß eine Meile von dem jetzigen Thorn entfernt eine der heiligen Eichen stand, bei der die Preußen ihre Götzen verehrten. Herrmann von Balke eroberte das Land und mit ihm die heilige Eiche, die er, weil sie so riesig groß war, befestigen ließ, damit sie ihm statt eines Thurmes diene. Um sie herum wurde nun nach und nach eine Stadt erbaut, die er Thurm oder Thorn nannte. Weil sie aber alljährlich überschwemmt wurde, versetzte man die Stadt dahin, wo sie noch jetzt steht. Von dem alten Thorn findet man noch Ueberreste in der Erde, und es soll bei ihnen, wie das gemeine Volk glaubt, in den Mitternachtsstunden spuken.

60.

Michel Mort's Denkmal

bei

Kreuznach.

Johann II., Graf von Spanheim, wurde 1277 in einen Krieg mit dem Kurfürsten Werner von Mainz, wegen Theilung der väterlichen Verlassenschaft, verwickelt. Auf der Ebene zwischen Sprenglingen und Genzingen, eine Meile von Kreuznach, trafen sich die beiderseitigen Streiter. Der Sieg blieb lange unentschieden, bis ihn endlich die Mainzer durch das Heranziehen neuer Heereshaufen gewannen. Die Spanheimer hatten, so tapfer und ausdauernd sie auch gefochten, viel an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren; aber Graf Johann wurde durch den Muth, die Treue und Entschlossenheit des Bürgers und Metzgers Michel Mort aus Kreuznach gerettet. Wie ein Schild deckte er seinen Herrn, und hielt mit nervigem Arme den Angriff der wüthenden Feinde so lange zurück, bis Johann mit seinem Pferde glücklich entflohen war und der heldenmüthige Retter todt niedersank. Zum Andenken an solchen Männermuth und solche Bürgertreue wurde ihm

auf demselben Platze, wo er für seinen Herrn so wacker gestritten und den Tod gefunden hatte, ein steinernes Denkmal errichtet.

61.

Adam und Eva

in

Danzig.

In der Langgasse Danzigs steht ein Haus, das von einem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen Adam und Eva führt. Das Haus ist ein beachtenswerthes Denkmal alter Baukunst und befindet sich in der freundlichsten und daher besuchtesten Lage der Stadt. Ungeachtet aller dieser Vorzüge aber ist es viele Jahre unbewohnt geblieben und in seinem Innern wüste geworden, weil es darin spukte und Geister Tag und Nacht keine Ruhe hielten und so die Bewohner vertrieben. Wenn aber ein einzelner Mensch es wagte, darin

eine Nacht zu schlafen, so fand dieser am Morgen bei seinem Lager einen Beutel voll Geld, dabei aber die Weisung, alles darin befindliche Geld noch an selbigem Tage, jedoch ohne es zu verschenken, auszugeben, wenn er nicht das Leben verlieren wolle. Diese Freigebigkeit der Geister benutzten Viele, um sich dadurch Lust und Genüsse zu verschaffen, wurden aber doch der lästigen Bedingung bald überdrüssig und blieben, wenn sie klug waren, aus dem Hause weg oder kehrten, auch bei unerfüllter Bedingung, die Drohung der Geister nicht fürchtend nächtlich dahin zurück, und diese fand man am Morgen — todt.

Nach einiger Zeit erhielt das Spukhaus einen neuen Besitzer, der es wieder bewohnbar machen wollte, der aber, wenn er bald fertig zu seyn glaubte, seine ganzen Arbeiten mit einem Male wieder zerstört fand und so genöthigt wurde, sein Vorhaben ganz aufzugeben. Nur erst in der allerneuesten Zeit ist das Haus wieder wohnlich geworden.

62.

Der Feuerberg

bei

Halberstadt.

In der Gegend von Halberstadt wohnte einst ein Graf, der sehr reich und dabei raubsüchtig war und die Bewohner des Landes um sich her schrecklich drückte. Seit vielen Jahren war er einem Schäfer eine bedeutende Summe schuldig, wies aber diesen, so oft er es erinnerte und darum bat, allemal mit kurzen, schnöden Worten ab. Es verging eine Zeit nach der andern und der arme Schäfer erhielt — nichts. Auf einmal hieß es, der Graf sey in fernen Landen gestorben. Da jammerte laut der Schäfer, denn nun war seine Schuldforderung wol für immer verloren. Er wandte sich an die Erben, diese aber jagten ihn mit seiner Forderung zur Burg hinaus. Da ging der Arme betrübten Gemüthes über Feld und kam zufällig in einen Wald. Hier trat plötzlich eine Gestalt auf ihn zu mit den Worten: Wenn du deinen Schuldner sehen willst, so folge mir. Der Schäfer folgte unwillkührlich, bis er mit seinem Führer vor einem hohen, nackten Berge

stand, der sich mit grausem Geräusche öffnete. Sie gingen hinein und sogleich schloß sich der Berg wieder mit donnerähnlichem Gepolter. Im Innern des Berges war Alles Feuer und mitten inne saß der Graf auf einem glühenden Stuhle, um den her aus dem Boden und den Wänden zahlenlose Flammen auf ihn zufuhren. Willst du Geld haben, Schäfer, rief diesem der Graf zu, so nimm hier das Tuch und übergieb es meinen Erben und erzähle ihnen, wie ich hier ewig im Höllenfeuer sitzen muß. Mit diesen Worten wand er sich ein Tuch vom Kopfe und gab es mit glühenden Händen dem Schäfer, der nun von seinem Führer geleitet eilig den Berg verließ. Er that nach des Grafen Willen und — erhielt von den Erben die Zahlung seiner Schuld. Seit dieser Begebenheit führt der Berg den Namen Feuerberg; er liegt einige Stunden von Halberstadt und ist jetzt mit hohen Tannen und Eichen bewachsen.

63.

Der Neidkopf

in

Berlin.

Ein freundlicher, nach des Tages Hitze wahrhaft erquickender Sommerabend wehte seine kühlenden Lüftchen durch die Straßen Berlins und veranlaßte die Handwerker, ihre Arbeitswerkstätte zu schließen und sich durch einen Spaziergang vor den Thoren oder unter den Linden zu erholen. Nur der Goldschmied Bergner hatte in seinem kleinen baufälligen Häuschen auf der Heiligengeiststraße noch seine Werkstatt zu ebener Erde offen und arbeitete so munter, als andere Meister kaum am Morgen beginnen, wozu ihn aber weder Ordnungslosigkeit noch Geiz, sondern Armuth nöthigte; denn wenn er Arbeit bekam, mußte er sie auch schnell beenden, um den Kunden zu gefallen und bald Lohn für seine Arbeit zu erhalten.

So saß er auch eines Abends emsig beschäftigt, als ein Fremder in schlichtem Anzuge bei ihm eintrat. Bergner, den guten Abend des Fremden freundlich erwiedernd, blickt auf und erkennt in ihm seinen — König

Friedrich Wilhelm I., der ein besonderes Vergnügen daran fand, in einem einfachen Anzuge Abends auf den Straßen zu lustwandeln und das Thun und Treiben seiner Bürger zu beobachten. Der König fragte, warum er noch so spät arbeite, da alle Meister und Gesellen längst Feierabend gemacht hätten und seine Arbeit sich doch weniger gut bei dem Lampen- als bei dem Tageslichte verrichten lasse.

Bergner kannte den edlen Charakter, aber auch die sonderbaren Launen seines Königs, der ihn mit Freundlichkeit anblickte, und schilderte ihm fast beredt die drükkende Armuth, in der er lebe, und wie er nicht selten Bestellungen von Arbeit zurückweisen müsse, weil er die dazu nöthigen Auslagen an Gold und Silber nicht aufzubringen vermöge und so nichts Erhebliches erwerben könne!

Dem Könige, der den Goldschmied schon öfter beobachtet und sich nach seiner Kunstfertigkeit erkundigt hatte, gefiel die anspruchlose Offenherzigkeit des Mannes und er bestellte bei ihm ein goldnes Service, wozu ihm das nöthige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte.

Nachdem der König die Werkstatt verlassen hatte, dankte der wackre Goldschmied Gott für die Hülfe, die ihm zu Theil geworden war, schloß seinen Laden und erzählte den Seinen, welch einen Besuch er gehabt habe. Schon des nächsten Tages erhielt er das Gold und Bergner war nun noch fleißiger, als er es je gewesen war. Der König wiederholte oft seinen Besuch, sah lange und aufmerksam der Arbeit des geschickten Künst-

lers zu, die ihm wohlgefiel, und freute sich sehr auf die Vollendung des Services.

Bei einem dieser Besuche bemerkte der König in den Fenstern des gegenüber liegenden Hauses zwei weibliche Personen, welche dem Goldschmied, wenn er einmal von seiner Arbeit aufblickte, abscheulich verzerrte Gesichter machten. Er fragte den Goldschmied, warum sie das thäten, und dieser berichtete ihm, daß es die Frau und Tochter eines Zunftgenossen wären, die ihren Aerger und Neid über die hohe Ehre, die ihm selbst durch Se. Majestät zu Theil werde, dadurch zu erkennen gäben; auch gestand er dem Könige, daß er diese Weiber, die ihn schon gar oft in seiner Arbeit gestört hätten, mit ihren Fratzengesichtern unter den Verzierungen einiger Silbergeschirre abgebildet habe.

Der König, obwol ärgerlich über so kleinlichen Brotneid, konnte sich doch eines flüchtigen Lächelns über das Geständniß des Goldschmieds nicht enthalten und beschloß, etwas Aehnliches zu thun. Das Goldservice wurde fertig und vom Könige mit großem Beifall aufgenommen. (Es soll bis zum Jahre 1807 noch im Gebrauch des königlichen Hauses gewesen seyn.) Bald nach dessen Ablieferung erhielt der Goldschmied vom König Befehl, sein Haus zu verlassen und in eine andere für ihn bestimmte Wohnung zu ziehen. Bergner gehorchte gern; ob er gleich nicht wußte, was der König mit ihm vorhabe, so durfte er doch vermuthen, daß er einen neuen Beweis von dessen Güte erhalten werde, und er hatte sich nicht geirrt: denn auf königlichen Befehl wurde sein altes, ganz baufälliges Haus

niedergerissen und dafür ein neues, schöneres errichtet, was noch jetzt in der Heiligengeiststraße Nr. 38 zu sehen ist. Dieser Bau gab dem Könige Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen und die neidische Frau und Tochter des gegenüber wohnenden Goldschmieds auf eine empfindliche Weise zu strafen. Er ließ nämlich in der Mitte des Hauses nach seiner Länge, zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, in einer Vertiefung ein weibliches Brustbild fast in Lebensgröße anbringen, dessen Gesicht abscheulich verzerrt und dessen Kopf statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist. Die Zunge blökt es aus dem Munde nach dem gegenüber liegenden Hause. In diesem Zerrbilde sollten die neidische Frau und Tochter des andern Goldschmieds sich erkennen und schämen. Von der Zeit an wurde das Haus der Neidkopf genannt, und das Bild ist bis jetzt erhalten worden.

64.

Der Todesstuhl in Merseburg.

In dem Dome zu Merseburg soll in früherer Zeit vor dem Tode eines Domherrn nächtlich ein großer Lärmen, und darunter ein sehr heftiger Schlag auf den

Stuhl desjenigen, der bald sterben sollte, gehört worden seyn. Die Wächter, welche Tag und Nacht wegen vieler, in der Kirche befindlichen Kleinodien gehalten wurden, machten solches dem Inhaber des Stuhles bekannt, der sich nun drei Wochen lang auf seinen gewissen Tod vorbereiten konnte.

65.
Die Todeslilie
zu
Corvei.

In der ehemaligen Abtei Corvei an der Weser, die jetzt ein Schloß des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein-Schillingsfürst im Regierungsbezirk Minden in Westphalen ist, wurde, wenn einer der Brüder sterben sollte, dessen Tod vorher auf eine zartere Weise, als in Merseburg, angezeigt. An einem ehernen Kranze im Chor hing eine Lilie, und diese wurde auf wunderbare Weise im Stuhle desjenigen Bruders gefunden, der in drei Tagen sterben sollte, und diese Todesandeutungen sollen Jahrhunderte bemerkt worden seyn. Einstmals fand diese Todeslilie ein junger Ordensbruder auf seinem Sitze, der keine Lust zu sterben hatte, und legte sie auf den Stuhl eines alten Geistlichen. Dieser er-

schrak über den Anblick und den widrigen Geruch der Todtenblume, und wurde gefährlich krank, aber auch bald wieder gesund, und der junge Bruder starb am dritten Tage eines schnellen Todes.

66.

Der Hick in Liebenhausen,

oder Lieberhausen, einem Dorfe im Gummersbacher Kreise des Cölner Regierungsbezirks. Wer je einmal in das genannte Dorf oder Kirchspiel kommt, hüte sich ja den Namen Hick zu erwähnen, denn er gilt hier für den größten Schimpfnamen; den sich die Lieberhäusner nicht unvergolten sagen lassen. Woher das komme, lehrt folgende Geschichte.

Die Einwohner des Dorfes Lieberhausen waren ehemals, d. h. vor vielen Jahrhunderten, arme und dabei höchst einfältige und dumme Leute, die Alles glaubten, was ihnen listige und schadenfrohe Menschen als Wahrheit erzählten. Hick machte davon theilweise eine Ausnahme; denn war er auch arm wie die Andern, vielleicht der ärmste von Allen, so er war dabei allein klüger und pfiffiger als die Gesammteinwohnerschaft des ganzen Dorfes und Kirchspieles. Ein Handwerk hatte er nicht gelernt und mußte sein Brot nur mit Tagar-

beit verdienen, und diese lohnte wenig. Sein Hüttchen war klein und doch wohnte er darin mit fünf Kindern und einer — alten Kuh, deren wenige Milch eine Art Festgericht für die ersteren bildete. Das gewöhnliche Gericht war schwarzes Brot und Wasser aus dem Borne, der nahe bei seinem Hüttchen quoll. Von der Milch der alten Kuh kochte er Mittags eine Suppe. Da diese aber nicht für Alle ausreichte, wechselte ihr Genuß, und wer nicht an der Reihe zur Milchsuppe war, mußte mit Brot und Wasser vorlieb nehmen. Er selbst begnügte sich damit und verzichtete, seinen Kindern zu Liebe, stets auf die Milchsuppe; und trotz dieser weisen Sparsamkeit mußte er doch oft, und zuweilen auch seine Kinder, hungrig ihr Laub- und Mooslager suchen, denn an Betten war nicht zu denken.

Aber diese drückende Armuth konnte doch seinen heitern Sinn nicht verdrängen. Gab es ja manchmal Zeiten, wo ein düsterer Zug in seinem Gesichte die Sorgen seines Herzens verrieth, so geschah dieß nur auf wenige Minuten, und dann kehrte der alte glückliche Frohsinn zurück! Nun kam aber eine solche Theuerung, daß er auch bei der angestrengtesten Arbeit nicht so viel verdienen konnte, um seinen Kindern nur trocknes Brot zu geben, und wenn diese sich des Nachts vor Hunger auf ihrem Lager hin- und herwarfen, ward es ihm wärmer als je um's Herz und in seinem Kopfe durchkreuzten sich die Gedanken, wie er es nur anfangen könne, um sich und die Seinigen von dem Hungertode zu retten. Endlich hatte er einen Ausweg aus diesem Labyrinthe gefunden, und der war, seine alte Kuh zu schlachten. Un-

gern entschloß er sich dazu, denn sie war lange Jahre seine Hausgenossin und willige Ernährerin der ganzen Familie gewesen; aber auch für sie ward das Futter seltner, ihre Milch immer dünner und weniger, und ihr Fleisch konnte die Familie noch lange ernähren und aus ihrer Haut ein gut Stück Geld gelös't werden.

Hick schlachtete seine Kuh und aß sich an ihrem Fleische mit seinen Kindern einmal recht herzlich satt; das übrige Fleisch hing er in die Esse, um es geräuchert sich für die Zukunft aufzubehalten. Mit der Haut wanderte er nach Cöln, und ob diese Stadt gleich 12 Stunden von Lieberhausen entfernt ist, war er doch immer fröhlich und guter Dinge. Da stieg unerwartet ein heftiges Gewitter auf, dem Hick gern ausgewichen wäre; aber es gab in der Nähe keine Herberge, kein Haus, ja nicht einmal einen Baum. Um sich nun gegen den gewaltig niederströmenden Regen etwas zu schützen und wenigstens am Oberkörper trocken zu bleiben, nahm er die Kuhhaut um, deren Fleischseite er, um sich nicht blutig zu machen, nach außen kehrte, und setzte so munter seinen Weg fort. Das Gewitter verzog sich, der Regen ließ etwas nach, aber Hick behielt seine Kuhhaut noch um, denn es galt ihm gleich, ob er sie so oder zusammengerollt auf dem Leibe trüge. Der frische Fleischgeruch der Kuhhaut lockte einen Raben herbei, der diese für ein Aas ansah und sich darauf setzte, um sich einen guten Bissen zu verschaffen. Hick scheuchte ihn nicht fort, sondern dachte, daß ihm der Vogel wol einmal nützen könne, und haschte ihn mit einem listigen und schnellen Griffe!

So kam er nach Cöln und verkaufte seine Kuhhaut, wofür er aber einen so geringen Preis bekam, daß ein Anderer darüber vor Aerger vergangen wäre. Hick aber, obwol auch etwas verdrüßlich über den schlechten Handel, ließ sich dadurch nicht muthlos machen, sondern bot nun den Raben feil. Da ihm aber auf den schwarzen Burschen Niemand auch nur einen Kreuzer bot, verließ er den Markt und kehrte in einem Wirthshause ein, um sich zu seiner Rückreise durch einen frischen Trunk zu stärken. Diesen gemüthlich schlürfend erblickte er unwillkührlich durch die Glasthüre in einem Nebenstübchen die Wirthin in kurzweiliger Unterhaltung mit einem jungen, wohlgenährten Mönche, den sie mit Schinken, Wein und andern Leckereien noch mehr zu nähren und zu stärken bemüht zu seyn schien. Hick that aber, als ob er nichts bemerke, trank sein Bier und streichelte seinen Raben, um ihn kirre zu machen.

Auf einmal fuhr die Wirthin hastig auf, steckte die Weinflasche in's Bette, den Schinken und die andern Eßwaaren unter eine Kiste und den Mönch unter die Treppe, denn sie sah ihren Mann — nach Hause kommen, und empfing den Eintretenden freundlich und zärtlich. Diesem mochte ein solcher Empfang weniger als das erhitzte und verlegene Gesicht seiner lieben Hausfrau auffallen, worüber er eine bedenkliche Miene machte und ihr kopfschüttelnd nachblickte.

Nach einigen Minuten wandte sich die Aufmerksamkeit des Wirthes auf den Biergast und er fragte ihn, was er da für ein Thier habe? In diesem Augenblicke kam dem listigen Hick der Gedanke, das Thier für ei-

nen Wahrsager auszugeben. Das Wort wirkte auf den Wirth wie ein Zauberschlag, denn er sah hastig nach der Thüre, wodurch seine Frau fortgegangen war, und rieb sich die Stirn. Laß ihn doch, verlangte er darauf von Hick, etwas wahrsagen. Dieser war dazu willig, jedoch nur gegen Bezahlung. Zu dieser ließ sich der Wirth nicht nöthigen und zahlte eine halbe Krone. Hick steckte sie ein, gab dann dem Raben heimlich einen Knipp, daß er mit lauter Stimme sein Quak, Quak schrie. Neugierig fragte der Wirth, was der Vogel gewahrsagt habe. Daß, entgegnete Hick, in dem Bette in der Nebenstube eine Flasche Wein stecke. Schnell eilte der Wirth hin, suchte und fand richtig die Flasche, aber zur Hälfte leer. Da wurde sein Gesicht glühender und heftiger rieb er die Stirn, denn er bekam — Ahnungen. Höre, Männchen, wandte er sich wieder zu Hick, dein Vogel muß mehr wahrsagen. Das, war des Listigen Antwort, kann er wol; aber je mehr er spricht, desto schwerer wird es ihm, und darnach müßt ihr auch zahlen. Flugs holte der Wirth noch eine halbe Krone, aber der Rabe schwieg, bis er zwei Kronen vor sich liegen sah, und nun ließ er wieder, von Hick auf eine empfindliche Weise dazu veranlaßt, sein Quak, Quak hören. Als der Wirth nach dem Inhalte der neuen Wahrsagung fragte, erhielt er die Auskunft, daß unter der Kiste ein Schinken stecke. Hinlaufen, die Schinkenreste finden und sich fluchend die Stirn reiben war bei dem Wirth fast der Inhalt eines Augenblickes.

Je mehr der Vogel weissagte, desto interessanter

wurden seine Sprüche und desto mehr wollte der Wirth wissen; aber Hick vertröstete ihn bis — morgen, damit der Vogel sich erholen möchte. Gleich, gleich, rief der Wirth mit fast heiserer Stimme, muß er noch einmal wahrsagen, ich bezahle was ihr wollt. Das kommt nicht mehr auf mich an, sondern auf den Vogel; versucht's mit ihm, erwiederte Hick. Rasch legte der geängstete Wirth zwei, drei, vier, endlich fünf Kronen vor ihn hin, aber der schwarze Wahrsager — blieb stumm. Murmelnd ging der Wirth zum Schranke und holte noch ein Goldstück, das er zu den Kronen legte, und nun erst ertönte das verhängnißvolle Quak, Quak zum dritten Male. Die Deutung desselben konnte der Wirth kaum erwarten, und sie lautete: Unter der Treppe steckt ein Mönch! Wüthend stürzte der Wirth hinaus, holte den Mönch hervor und erklärte ihm das sechste Gebot so verständlich, daß er es gewiß auf lange Zeit nicht wird vergessen haben.

Hick zahlte nun für sein Bier und wollte seinen Weg fortsetzen. Als dieß der Wirth bemerkte, verlangte er den Vogel zu kaufen. Hick benutzte die Eifersucht des Wirthes und ließ ihm sein Rabenvieh nicht eher, als bis er dafür sechs Goldstücke erhalten hatte. Diese strich er mit heimlicher Lust ein und eilte — aus Cöln.

Als nun Hick mit dem vielen Gold und Silber daheim ankam und es wissen ließ, wie reich er geworden sey, suchten es die Lieberhäusner von ihm zu erfahren, wie er das angefangen habe. All das Geld, berichtete der schadenfrohe Hick, hab' ich für die Kuhhaut bekommen. Kaum hatten dieß die Leutchen gehört, als

sie alle sogleich ihre halbverhungerten Kühe schlachteten und mit ihren Häuten gen Cöln wanderten, dort aber dafür eben so wenig erhielten, als Hick bekommen hatte. So einfältig sie auch immer waren, merkten sie doch, daß Hick sie gefoppt und so um ihre Kühe gebracht habe, und dafür beschlossen sie ihn, als die alleinige Ursache ihres Schimpfes und Verlustes, zu tödten. Um nun nicht im eigentlichen Sinne Blut zu vergießen, waren sie nach langen Berathungen zu dem Entschlusse gekommen, ihn in eine große Tonne zu stecken und in den Rhein zu wälzen. Das geschah; man überfiel den armen Hick, als er eben mit seinen Kindern vergnügt frühstückte, und spündete ihn, trotz seines kräftigen Widerstrebens, in eine Tonne und rollte sie unter wildem Jubel an das Ufer des Stromes. Hier fanden sie ein Wirthshaus nahe der Landstraße, und da wollten sie sich noch einmal Kraft und Muth zu ihrer Racheexpedition trinken. Die Tonne ließen sie vor der Thüre unbewacht stehen. Der Zufall führte einen Schäfer mit seiner Heerde in die Nähe. Hick hörte es und fing nun in der Tonne an zu singen:

Ich soll in Cöln Bischof seyn
und habe keine Lust!

He, Freund in der Tonne, rief ihm der Schäfer zu, ist das wahr, was ihr da singt? Hick bejahete es. Dem Schäfer schien es ganz unmöglich, daß Jemand eine so hohe Würde nicht annehmen wolle, und er fragte noch einmal. Hick, dem eine Hoffnung aufging, versicherte es noch ernstlicher als das erstemal und schlug dem Hirten vor, mit ihm zu tauschen. Dieser sah jenseit

des Rheins das prächtige Cöln, über das er Herr werden konnte, und — nahm den Tausch an. Rasch schlug er den Boden der Tonne auf, kroch hinein, Hick spündete sie wieder zu und — trieb mit der Heerde Schafe nach Hause.

Bald nachher kamen die Lieberhäusner lärmend und schreiend aus dem Wirthshause und wälzten die Tonne, nicht achtend auf das Jammern des Eingesperrten, in den Rhein und kehrten dann, als ob sie ihre Sache recht wohl ausgerichtet hätten, zurück nach Lieberhausen. Aber wie versteinert standen sie, als ihnen hier Hick mit einer schönen Schafheerde begegnete, die er auf die Weide trieb! Nach einiger Zeit löste sich ihr Staunen in Neugierde auf, zu wissen, wie er am Leben geblieben und zu dieser herrlichen Heerde gekommen sey. Ganz treuherzig berichtete Hick, daß er sie im Rheine gefunden habe. Plötzlich vergaßen sie allen Groll und baten Hick, ihnen auch zu solchen Heerden zu verhelfen. Recht gern will ich das thun, erwiederte der Listige, ob ihr es gleich nicht um mich verdient habt.

Ganz Lieberhausen wallfahrte abermals zum Rheine und Hick mit seinen Schafen voran, der unterwegs wenig sprach und sehr geheimnißvoll that. Geduld, paßt nur auf, wenn's Zeit ist! war das Einzige, was er ihnen einige Mal zurief, um sie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kamen sie an den Rhein und Hick trieb seine Heerde so nahe an's Ufer, daß sie sich im Wasser abspiegelten. Als nun die Lieberhäusner die Menge Schafe im Flusse sahen, drängten sie in Hick, ihnen

nun zu sagen, was sie zu thun hätten, um diese Thiere zu bekommen.

Nun so gebt Acht, begann dieser mit ernster Miene, Einer von euch springt voran und taucht unter, um zu sehen, wo die Schafe sind; hat er sie gefunden, so streckt er zum Zeichen beide Arme in die Höhe, und wer nun Lust hat, Schafe zu bekommen, springt nach. Diese Weisung schien den Leuten verständlich zu seyn, und es kam nun nur noch darauf an, wer voran springen sollte; doch der Gedanke, der Erste bekommt die besten, bewog bald Einen, voranzuspringen. Da er nicht schwimmen konnte, sank er unter, kam aber bald wieder an die Oberfläche und hob nun vor Angst beide Hände nach Hülfe in die Höhe. Jubelnd sahen die Lieberhäusner das verabredete Zeichen und stürzten sich drängend und stoßend, weil Niemand der Letzte seyn wollte, alle in den Rhein und — ertranken. Hick aber trieb seine Heerde wieder nach Hause.

67.

Hans Bleihans Säule

in

Bunzlau.

Diese historische Sage fällt ungefähr um's Jahr 1217.

Am Gräditzberg bei Bunzlau hauste
vor Zeiten eine Räuberschaar,
die mit dem Dolch und mit der Fackel
der ganzen Gegend Schrecken war.
Sie raubten, sie brannten und mordeten viel,
entmenschet verlachten sie Menschengefühl.

Drob wurden sie gar übermüthig
und schmiedeten den tück'schen Plan,
Bunzlau, das feste, selbst zu plündern,
weil's ihnen Widerstand gethan;
doch nicht mit Gewalt, die unmöglich hier ist,
es konnte nur gelten betrügliche List.

Wol zwanzig Wagen sie beluden
mit Korn und Früchten mancherlei

und bargen drunter viel der Waffen;
sie selber gingen nebenbei
in schlichtem und ärmlichem Bauergewand,
daß Niemand an ihnen Verdächtiges fand.

Und außer ihren Wagenführern
noch, mannichfach verkleidet, sich
ein and'rer Haufe kecker Räuber
hinein zu allen Thoren schlich,
bis endlich durch sechzig und mehrere Mann
ihr Wagstück den Schein zu gelingen gewann.

Vom Kauf der Waare, die sie brachten,
ward Jedermann gleich abgeschreckt,
weil sie zu hoch die Preise stellten,
daß man die Waffen nicht entdeckt'!
In Herbergen führen die Karren sie ein
und scheinen selbst unwirsch und müde zu seyn.

Die guten Bürger Bunzlau's schliefen
nach Tageslast in süßer Ruh
und träumten sich in bunten Bildern
der Zukunft beff'ren Zeiten zu,
und fürchtet nicht Einer Verrath und Betrug,
bis endlich die Stunde der Mitternacht schlug.

Da brach mit Hast aus seinen Winkeln
die ganze Räuberschaar hervor.
Sie plünderten der Reichen Häuser,
ermordeten die Wach' am Thor,

und wüthen, des Geldes und Raubes nicht satt,
wie Rasende durch die geängstete Stadt.

Denn Niemand weiß, woher die Räuber,
und Niemand, wieviel ihrer sind. —
Von Schreck betäubt kann Niemand fliehen,
um Vaterhülfe schreit das Kind,
es jammern die Dirnen und Frauen und schrei'n
nach Männern, um ihnen Beschützer zu seyn.

Inmitten des Tumultes rufet
Hans Bleihan, welcher Stadtvoigt war,
den Bürgern zu, sich flugs zu sammeln
um ihn in wohlbewehrter Schaar;
und schnell, wie das Blitzen der Wolke entfährt,
versammeln um ihn sich die Bürger bewehrt.

Rasch sendet Bleihan tücht'ge Kämpen
zu allen Thoren, damit nicht
die Brut entrinne ihren Händen,
zu halten über sie Gericht.
Er selbsten bekämpft mit den Andern die Schaar,
die immer im Raube begriffen noch war.

Doch, als den Widerstand sie fühlen,
denkt Keiner mehr an Raub und Gut,
denn er muß seiner Haut sich wehren,
es gilt seine Freiheit, gilt sein Blut.
Dahin ist des Raubes erwartetes Glück,
die Bande zieht sich zu den Thoren zurück!

Doch hier an den verschloss'nen Pforten
begrüßte sie die Bürgerwach'
mit voller Wehr und rächte zornig
die ihnen zugefügte Schmach.
Nur Zwölfe führt man als Gefangene ein,
die Uebrigen alle erschlagen schon seyn.

Die guten Bürger Bunzlau's jauchzen
nun ihrem wackern Voigte Dank,
daß ihm mit Gott aus Räuberhänden
die Rettung ihrer Stadt gelang!
Er hat alle Räuber zum Falle gebracht!
So tönte der Jubel der Bürger mit Macht.

Doch auch zum spätern Angedenken
wird eine Säule aufgericht't,
um die, gar künstlich ausgehauen,
sich eine Lorbeerkrone flicht,
und oben drauf ein vergoldeter Hahn
von Blei, daß er deute den Namen wol an!

67.

Die Teufelsmauer

bei

Lieberose.

Der Besitzer des Kruges (wie man in vielen Gegenden Preußens eine gewöhnliche Schenkwirthschaft nennt) in Gojaz, einem Dorfe unweit des Städtchens Lieberose im Lübbner Kreise des Frankfurter Regierungsbezirks, machte mit dem Teufel ein Bündniß, indem der letztere versprach, um des Wirths Weinberg und Acker eine Mauer aufzuführen, dessen Hofraum zu pflastern und zwar Alles in einer Nacht, noch ehe früh der Hahn krähe, zu vollenden. Was er sich dafür von dem Wirthe ausbedungen habe, hat die Sage zu bemerken vergessen. Der Teufel ging rüstig an's Werk und baute um jedes Stück Acker des Schenkgutes eine Mauer und war fertig bis auf den letzten großen Stein, den er noch im Hofe zu setzen hatte, als — der Hahn krähte. Wüthend darüber, schleuderte er diesen mehr als 15 Centner schweren Stein über den Thorweg und ließ ihn liegen. Die Spuren dieses

Ereignisses sind noch jetzt zu sehen. Um den Weinberg ist eine Mauer von kleinen und auch ungeheuer großen Feld= und Bruchsteinen, zwischen denen der Kalk längst verwittert ist; dennoch liegen sie fest auf einander, weil sie nach dem Gesetze der natürlichen Schwere so künstlich zusammengefügt sind, daß mehr als menschliche Macht dazu erforderlich gewesen zu seyn scheint. Der Stein, in den des Teufels Kralle fünf Löcher eingedrückt hat, war, wenigstens bis vor wenig Jahren, noch als Wahrzeichen zu sehen.

68.

Das Galgenhaus
in
Berlin.

So wird das Haus Nr. 10. in der Brüderstraße Berlins genannt. Es ist an demselben ein Loch, mit einem eisernen Gitter versehen, das als Kellerloch be=

nutzt wird, ein Wahrzeichen eines traurigen Ereignisses.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's des Ersten nahmen die Hausdiebstähle in Berlin so überhand, daß alle polizeiliche Maßregeln zu ihrer Verhütung nichts helfen wollten. Darüber ward der König so zornig, daß er den Befehl gab, Jeden, der als Hausdieb entdeckt würde, sofort und ohne lange weitere Untersuchungen vor dem Hause, in dem er gestohlen, an einem dazu aufgerichteten Galgen, der aus einem hölzernen Schandpfahle mit einem Arme bestand, aufzuhängen. Der Befehl war leider kaum bekannt gemacht, als in dem Hause eines Ministers ein silberner Löffel, auf den der Minister selbst großen Werth legte, vermißt wurde. Darüber erhob sich unter der zahlreichen Dienerschaft ein großer Aufruhr, indem Jedes den Verdacht, der zum Galgen führen konnte, von sich abzulehnen suchte. Endlich fiel er auf ein Hausmädchen, erst vor kurzer Zeit hier in Dienst getreten. Sie war die Geliebte eines Soldaten, um den sie von den übrigen weiblichen Dienstboten beneidet wurde! Der Verdacht wurde zur Anklage, von der sie sich in ihrer Einfalt und Befangenheit selbst nicht reinigen konnte und arm und unbekannt auch keinen andern Vertheidiger fand. Dem Minister war es höchst unangenehm, vor seinem Hause einen Galgen errichtet und das Mädchen hängen zu sehen, aber dennoch wagte er es nicht, dem strengen Befehle seines Königs entgegen zu handeln. Das unglückliche Mädchen wurde gehängt und die Brüderstraße vermochte nicht die Menschen zu fassen,

welche die Neugierde, dieß neue Trauerspiel zu sehen, herzugeführt hatte. Ein Jahr war bereits seit der Hinrichtung vergangen, und noch immer standen die Menschen gruppenweise dem Hause gegenüber und erzählten sich von der rührenden Hinrichtung des schönen Dienstmädchens. Das machte dem Minister seine zeitherige Wohnung höchst unangenehm, aber sie wurde ihm ganz zuwider, als ein Zufall die Unschuld des Mädchens und den wahren Dieb an den Tag brachte, und dieser war eine — zahme Ziege, welche jetzt den weggetragenen Löffel wieder zum Vorschein brachte. Nun ward das Haus von Neugierigen belagert und fast erstürmt, die nun die Ziege, den Löffel und den Ort sehen wollten, wo ihn jene versteckt gehalten habe. Der Minister bot das Haus zum Verkauf aus, aber Niemand wollte das Galgenhaus, wie man es nun nannte, in Besitz nehmen. Als die Geschichte mit der Ziege zu der Kenntniß des Königs gekommen war, hob er gleich das strenge Gesetz wegen der Hausdiebe auf und ließ durch den Magistrat das Haus ankaufen, das auch bis heute den widerlichen Namen behalten hat. In dem obenerwähnten Loche soll der Galgen gestanden haben.

69.

Heinrich Raugraf von Schmittburg, und Entstehung des Klosters Fürstenfeld

am

Rhein.

Die stattlichen Ruinen der Schmittburg sind noch jetzt in dem reizenden Thale des Flusses Nahe unweit Kirn am Niederrhein zu sehen. Hier herrschte einst ein mächtiges Grafengeschlecht. Die Zeit des hier erzählten geschichtlichen Ereignisses ist das Jahr 1256.

Dem strengen Pfalzgraf Ludewig
Maria war vermählt,
die an dem väterlichen Hof',
wie uns die Sag' erzählt,
harmlos der Fröhlichkeit gelebt;
um ihre zarte Jugend schwebt'
die Schönheit mit dem Blüthenkranze,
die Anmuth in dem Fürstenkranze.

Wenn menschliche Gerechtigkeit
  sich allzustrenge zeigt,
wird Unrecht sie, indem sie sich
  dann gern zur Härte neigt.
Gerecht war Pfalzgraf Ludwig gern,
doch ließ er den gestrengen Herrn
  dabei oft mehr als rühmlich walten,
  wußt' nicht im Zorne Maß zu halten!

Doch liebte ihn sein Eh'gemahl,
  hoch achtete sie ihn,
wenn auch an seiner Seite ihr
  nur wenig Freuden blüh'n.
Auch er erkennt Maria's Werth,
die er aufrichtig liebt und ehrt,
  es war ihm nur die Kunst nicht eigen,
  sich zart und angenehm zu zeigen!

Des Weibes unverdorbner Sinn
  will nicht das Recht allein,
das Schöne und das Zarte soll
  damit verbunden seyn!
Sie will den Ernst gemildert seh'n,
will hören auf der Reue Fleh'n;
  wo frei des Weibes Kräfte walten,
  soll schön das Leben sich gestalten!

An Ludwig des Gestrengen Hof
  hat sich zu jener Zeit
der junge Heinrich seinem Dienst

mit Lieb' und Lust geweiht.
Raugraf von Schmittburg nannt' er sich;
an Tugend reich und minniglich
in seinem Thun und seinen Sitten,
war er bei Allen wohl gelitten.

Sein feiner Geist bemerkte bald
der Gräfin hohen Sinn
für's Schöne und für Fröhlichkeit
und trachtet nun dahin,
wie er die Gräfin oft erfreu'
mit Sang und Spiel, so schön als neu,
wie es die Meistersänger lehrten,
daß ihre Tage heit'rer werden!

Maria nahm es gütig auf
und achtete den Mann,
der so mit männlichwack'rem Sinn
auf ihre Freuden sann!
Sie ward ihm Freundin, er ihr Freund,
Gemüther gleicher Sinn vereint;
jedoch, wo Sitt' und Tugend walten,
wird Alles sich in Ehren halten.

Doch daran zweifelt gern der Neid,
der hämisch schielt und lügt,
bis Andre er, unglücklich selbst,
auch um ihr Glück betrügt!
So schlich er sich auch hier hervor
und brachte bald zu Ludwigs Ohr

von seiner Gattin falsche Kunde
mit frech verleumderischem Munde.

Er staunet, doch, da er sie liebt,
fällt's ihm zu glauben schwer;
er stellt, damit er sicher geh',
Belauscher um sie her;
selbst seine Schwesterkönigin
erforschet schlau der Schwäh'rin Sinn:
doch nirgends ist 'was zu entdecken,
was ihre Ehre kann beflecken.

Ohn' Unrecht giebt es keinen Zorn, —
doch kälter ward das Herz
und kürzer seiner Rede Wort
und nagender der Schmerz,
den Argwohn in die Brust ihm warf;
erzürnt, daß er nicht zürnen darf —
wünscht er zugleich, daß sich als Lüge
erweise ihrer Kläger Rüge.

Je mehr Maria's Eh'gemahl
von ihr sich ferne hält,
sehnt sie sich desto inniger
nach dem, was ihr gefällt.
Ein volles Herz spricht gern sich aus,
und — weicht der Friede aus dem Haus:
so sucht man draußen ihn zu finden,
sich gleichen Seelen zu verbinden.

Drum schloß sie sich nun inniger
an Raugraf Schmittburg an,
jedoch in aller Zucht und Ehr',
wie es die Freundschaft kann.
Sein zartes Lied, sein heit'res Wort
scheucht ihre düstern Tage fort,
weiß ihren frohen Sinn zu nähren,
sie kann den Raugraf nicht entbehren.

Nach Spanheim hatte diesen einst
Ludwig, sein Fürst, gesandt,
der oft als Boten ihn gebraucht',
weil er klug und gewandt,
dabei auch ein gerechter Mann,
was Ludwig selbst nicht läugnen kann.
Doch früher noch Maria reis'te
nach Donauwerth mit bangem Geiste.

Graf Ludwig heim in Stahleck blieb,
und schaut' in Einsamkeit
hinaus in's freie Feld, und sah
den Boten nicht mehr weit,
von Donauwerth; entgegen sprang
ihm Ludwig schnell, nahm in Empfang
mit einem unglücksel'gen Treiben
des Boten Tasche mit dem Schreiben.

Denn er erwartet einen Brief
von seinem Eh'gemahl,
der er bei ihrem Abschied noch

zu schreiben oft empfahl.
Die Tasche öffnet er geschwind,
darinnen viele Briefe sind;
der erste ist, er liest's mit Beben,
an — Raugraf Heinrich abzugeben!

An Heinrich? ruft Ludwig erstarrt,
was schreibt sie wol an ihn?
Sein Aug' ist starr, die Lippe bebt,
zornroth die Wangen glüh'n.
Er liest: «Mich tödtet Einsamkeit,
verkürztet Ihr mir doch die Zeit;
bei Euch nur schwinden die Beschwerden,
kann froh ich meines Lebens werden.»

*
* *

«Ha, Tod und Hölle, wer gab dir den Brief?
Verruchter Bube, gestehe!»
schreit Ludwig donnernd dem Boten in's Ohr.
Der — bringt vor Angst keine Sylbe hervor
und fürchtet des Schrecklichen Nähe.

«Pfalzgräfin Maria hat mich gesandt.
Und hab' ich schon mehre Schreiben,
die ihre Kammermägde gebracht,
dem Raugraf Heinrich übermacht,
belohnt für mein Eilen und Treiben.»

«Auch ich bezahle dem Boten den Lohn» —
schrie Ludwig und — stieß ihn nieder,

schwang sich dann auf sein geschwindestes Roß
und trieb es wüthend nach Donauwerths Schloß; —
dort brachen ihm kraftlos die Glieder.

Den Henker rufte er donnernd herbei;
schnell war der Rothrock zur Stelle.
«Geh', Henker, hinauf in's Frauengemach,
dort sühne mit Blut die gräßlichste Schmach,
bereite dort Qualen der Hölle!

Und stürze die Kammermägde sogleich
von hoher Zinn' in die Tiefe,
daß ihr Geschrei in die Ohren dir gell'
und ihr Gebein an den Felsen zerschell',
ihr Blut ihnen dampfend enttriefe!»

Und es geschahe das blutige Werk.
Da eilen Räth' und Gesinde
zu sänftigen Ludwigs gräßliche Wuth;
sie reden so herzlich, sprechen so gut,
daß er Maß im Zorne doch finde!

«Zurück, ich übe gerechtes Gericht,
man hat mich schändlich verrathen!»
rief ihnen zu mit gewaltigem Ton
der Pfalzgraf, «es wird kein anderer Lohn
für ihre schwarzbübischen Thaten!»

Drauf ras't er in der Gräfin Gemach
mit dem geöffneten Schreiben,

hielt es der Erschrockenen vor das Gesicht:
«Ihr schriebt diesen Brief, er bringt an das Licht
nun Euer entehrendes Treiben!

Ihr wußtet Eure Buhlschaft gar fein
scheinbar mit Achtung zu decken!
Ihr brach't die Eh'! das verdienet den Tod,
bereitet Euch vor!» Dem Henker gebot
er knirschend, den Spruch zu vollstrecken!

Da erhob Maria sich mit Stolz
auf ihr schuldloses Gewissen,
wies ernstlich die falschen Klagen zurück;
doch Ludwig vermied der Sprechenden Blick
und stampfte vor Wuth mit den Füßen!

Er ruft dem zaudernden Henker zu,
es preßt die Wuth ihm den Odem,
sein Amt zu thun! — Und es blitzet das Schwert,
den zarten Nacken es zischend durchfährt,
ihr Haupt — es rollt blutig am Boden!

*
*   *

«Ich sterbe schuldlos!» war Maria's letztes Wort,
das tönte schrecklich bald in Ludwigs Ohr!
Er fühlte tief, wie schwer durch seinen wilden Zorn
er sündigte, und welch' ein Gut verlor!
Die Reue quälte ihn mit allen ihren Schrecken,
doch konnte das — nicht Todte auferwecken!

Nach langen Jahren kommt zur Nacht ein düst'rer Mönch
auf's Donauwerther Schloß, verzehrt von Gram,
und bittet, daß man, wo Marien's Leichnam ruht,
ihn beten lasse! Als der Morgen kam,
ihn betend todt die Wächter vor dem Sarge fanden,
und in ihm — Raugraf Heinrich sie erkannten!

Daß Maria von Brabant, Gemahlin des Pfalzgrafen am Rhein, Ludwig des Strengen, von diesem unschuldiger Weise hingerichtet wurde, soll ein falsch adressirter Brief veranlaßt haben. Die blutige That war kaum geschehen, als auch ihre Unschuld schon bekannt wurde. Das machte einen so gewaltigen Eindruck auf Ludwig, daß ihm in Einer Nacht die Haare grau wurden und er, nach den religiösen Begriffen jener Zeit, zur Sühne das Kloster Fürstenfeld baute.

70.

Das gealterte Brautpaar

in

Tilleda,

einem Pfarrdorfe bei Sangerhausen in Thüringen. Hier wohnte in der Sagenvorzeit ein armer, aber frommer Tagelöhner, welcher eine einzige und schöne Tochter hatte, die mit einem eben so armen, aber fleißigen und geschickten Handwerker verlobt war. Sie hatten gemeinschaftlich den Tag der Hochzeit bestimmt und dazu ihre Freunde und Nachbarn als Gäste eingeladen, aber nicht daran gedacht, daß sie nur einen Topf, eine Schüssel und zwei Teller hatten. «Was fangen wir an?» fragte die Braut, «von wem sollen wir das nöthige Koch- und Tischgeräthe leihen?» Da wußte Niemand Rath, denn die Dorfnachbarn waren fast eben so arm als die Hochzeitgeber! Endlich gab der Vater halb im Ernste, halb im Scherze seiner Tochter die Weisung, auf den Kyffhäuser (Berg) zu gehen und zu sehen, ob wol die Prinzessin (die wie eine Fee darin wohnte) ihr alles Nöthige leihe.

Das Brautpaar, durch die große Verlegenheit gedrängt, ging wirklich hin und fand auch die Prin-

zessin vor der Oeffnung des Berges. Sie nahen sich ihr mit vielen Verbeugungen und ängstlichem Gemüthe und tragen mit schüchternem Blicke und fast stotternder Rede ihre Wünsche vor. Die kaiserliche Prinzessin lächelt und winkt mit der Hand ihr zu folgen. Das thun sie mit Freuden und erhalten von der Prinzessin zu essen und zu trinken, und nachdem sie gesättiget sind, überreicht sie ihnen einen großen Korb voll Schüsseln, Teller, Löffel und allem Andern, was zu Deckung einer hochzeitlichen Tafel nöthig ist. Die Brautleute dankten der kaiserlichen Prinzessin schönstens und versprachen morgen nach der Hochzeit Alles wohlerhalten wieder zu überliefern, auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen. Nun eilten sie nach Hause, so schnell sie konnten, denn der Korb war ungewöhnlich schwer, um ihrem guten Vater zu erzählen, wie glücklich sie gewesen und ihre Sorge um das Hochzeitgeschirre gehoben sey. Aber wie staunten sie, als sie ein ganz neues Tilleda fanden. Sie suchten ihres Vaters Hütte und sahen statt derselben ein großes Bauergut; sie glaubten sich an einen fremden Ort verirrt zu haben, denn kein Haus, kein Garten, kein Baum und Nichts war so, wie sie es verlassen hatten. Auch sahen sie überall fremde, ihnen ganz unbekannte Menschen, die sich mit einer Neugierde um sie sammelten, als ob sie aus einer andern Welt kämen. Nicht wenig verlegen und ermüdet setzten sie ihren Korb an die Erde und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Sie fragten nach dem Namen des Dorfes und man nannte es ihnen Tilleda. Dann fragten sie nach ihren

Eltern — da sahen die Leute einander staunend an, und Einige versicherten, daß sie diese nicht kennten. Der durch die Erscheinung der Brautleute entstandene Auflauf führte endlich auch den Ortspfarrer herbei, und diesem erzählten sie auf seine freundliche Frage, daß sie gestern auf den Kyffhäuser gegangen wären, um sich bei der kaiserlichen Prinzessin das Tischgeschirre zu ihrer Hochzeit zu leihen, was sie auch erhalten hätten und hier im Korbe mitbrächten. Auf diese Aussage nahm der Pfarrer sie mit in seine Wohnung, schlug in den alten Kirchenbüchern nach und fand darin angemerkt, daß vor 200 Jahren ein armes Brautpaar am Morgen vor seiner Hochzeit auf den Kyffhäuser gegangen und nicht wieder zurückgekehrt sey. Starr vor Entsetzen sah nun das Brautpaar ein, daß es 200 Jahre in dem verzauberten Berge zugebracht habe.

71.

Der Teufelsberg

bei

Saarmund,

einem Städtchen nicht weit von Potsdam. Auf diesem Berge befindet sich ein See, von dem erzählt die Sage Folgendes: Ein Fürst des Landes stritt mit dem Teufel um eine kleine Strecke Boden. Nach langem Hin- und Herzerren wollte endlich der Fürst ihm das streitige Stückchen Land überlassen, wenn er auf der Höhe des Berges, dicht am See, in einer Nacht bis zum ersten Hahnenschrei ein Schloß baue. Das war der Teufel zufrieden; aber der kluge und fromme Fürst wußte ihn in seinem Unternehmen so zu stören, daß er damit vor Tages Anbruch nicht fertig wurde. Vor Wuth, sich überlistet zu sehen, stieß der Teufel das Gebäude in den See, worin es bis heute liegt. Bei hellem Wetter wollen Manche noch die Balken, Säulen und andere Theile des Schlosses im Wasser erkennen.

72.

Die heilige Hedwig und Begründung des Klosters Trebnitz

in

Schlesien.

Diese Sage fällt in die Jahre 1201—1238, wo Heinrich I. Herzog in Schlesien war. Das Kloster in Trebnitz, einer Stadt im Breslauer Regierungsbezirk, ist aufgehoben, aber in einer Kapelle der schönen Kirche noch das schwarzmarmorne Grabmal der heiligen Hedwig zu sehen.

Gerecht und gut regierte in den fetten
und wald'gen Gau'n und riesigen Gebirgen
des wunderreichen Schlesiens ein Fürst,
deß Name ewig unvergessen bleibt;
ein Heinrich war's, der Erste, mit dem Barte,
der seine Lust nur an dem Glück' des Volkes
und sein Verdienst in dessen Freuden fand!
Und mit ihm theilt des Herrschens schweres Amt
Hedwig, die zarte, fromme Herzogin,
die dankbar spät're Zeit versetzet in
die Zahl der Heiligen, und Schlesien
als seine Schutzpatronin gläubig ehrt.

Um sich der bangen Sorgen zu entschlagen,
zu stärken sich für neue, schwere Pflicht,
pflegt Heinrich auf den Höh'n zu jagen,
bis weicht der Abendsonne letztes Licht.
So hat er jagend einstmals sich verirrt
von seinem Troß, und tiefe, schwarze Nacht
lag auf dem Wald, der scheue Uhu schwirrt'
nach Raub, der Kobolde und Elfen Macht
erhob sich neckend, und — dem Eisenfuß
des treuen Rosses schwand der feste Boden,
es stürzte, wie das Wild gefällt vom Schuß,
in tiefen Sumpf — es schnauft nach Odem
und sucht das trockne Ufer zu gewinnen.
Jedoch umsonst, der Sumpf ist groß,
sein Schlamm und Wasser bodenlos,
es ist hier kein Entrinnen!
Das sieht der Herzog, und sein Angstgebet
zu Gott um Hülfe und Erhaltung fleht!
Er wird erhört! In eines Köhlers Tracht
ist ihm des Herren Engel bald erschienen,
um mit der ihm verlieh'nen Macht
dem gläubig Betenden zu dienen.
Er reicht dem Herzog einen starken Ast,
den größten wol im ganzen Walde,
daß er daran sich kräftig halte,
und dieser ihn mit beiden Händen faßt:
so wird vom Köhler aus den sumpf'gen Wogen
er an das Land gezogen!
Der Herzog fällt auf seine Knie
und dankt dem Himmel, weil er gnädig sandte

ihm einen Engel, daß er hie
Gefahr des Todes von ihm wandte,
und er gelobt, für heil'ge Frauen
ein Kloster nun an diesen Ort zu bauen.

Was er gelobte, hat er treu gehalten;
denn bald erhob das neue Kloster sich
wol groß und schön, mit Gütern reich begabt,
und Heinrich sah's mit Lust, und pflegte gern
dabei zu weilen, sich des Werks zu freu'n.
Die Nonnen zogen ein und wohnten gern
in diesem neuen, Gott geweihten Hause,
und Heinrich fragt, ob sie noch 'was verlangen
zu ihrem Unterhalt und frommer Pflicht?
«Herr, wir bedürfen nichts», entgegnen sie,
und weil sie das auf polnisch ausgesprochen,
wo Trebnitz ihrer Antwort Sinn bedeutet,
ist dieses Wort des Klosters Name worden.

75.

Das Kellermännchen

in

Lützen.

In Lützen, einer kleinen Stadt zwischen Weißenfels und Leipzig, ließ sich 1665 ein kleines Männchen sehen, das aus dem Keller eines Hauses mit einer Gelte voll Wasser kam, dieses vor dem Hause sprengte oder ausgoß und darauf wieder stillschweigend in den Keller zurückkehren wollte. Als dieß die Magd des Hauses sah, erschrak sie heftig und fiel in ihrer Angst auf die Knie und betete; und das Männchen that desgleichen und betete mit der Magd so lange, bis diese aufhörte. Bald nachher kam in der Stadt Feuer aus, das außer andern auch mehrere neuerbaute Häuser in Asche legte, das Haus aber, in dem das Kellermännchen war, verschonte. Später soll das Männchen noch einmal erschienen seyn und Wasser gesprengt haben, worauf sich aber etwas Merkwürdiges nicht ereignete.

74.

Das Hünenblut

bei

Egeln.

Die Stadt Egeln am Flusse Bude bei Magdeburg ist sehr alt und auch diese Mährchensage gehört in die frühern Zeiten; von Einigen wird sie auch in die Nähe des Dorfes Westeregeln verlegt.

Die Vorzeit sah ein Riesenvolk,
das man die Hünen nannte
und überall an Rauferei'n
und groben Sitten kannte.

Zu rauben und zu plündern war
ihr tägliches Geschäfte,
mit Keul' und Steinwurf übten sie
die ungemess'nen Kräfte.

Sie lebten in dem Glauben fest,
's sey ihnen Alles möglich,
und machten sich der Menschenwelt
dadurch ganz unerträglich.

Jedoch auch oftmals mußten sie
wol fühlbar g'nug empfinden
die Folgen ihrer Plackerei'n,
die Strafe ihrer Sünden!

Die Sage hat aus alter Zeit
ein Beispiel uns erhalten,
wie selbst auch über's Hünenvolk
des Schicksals Mächte walten!

Rechts an der Elbe stritten sich
zwei ungeschlachte Riesen,
warum? — davon die Sage schweigt,
mit Keulen und mit Spießen.

Sie schlugen hin und schlugen her,
es ging auf Tod und Leben,
und Keiner wankte, Keiner wich,
will Keiner Reißaus geben.

Doch endlich ging's, wie überall,
wo Zwei Gezänke treiben,
es wird da über kurz und lang
doch Einer Sieger bleiben! —

So mußt' auch in dem Hünenstreit
zur Flucht sich Einer wenden,
indeß der Andre Stein und Baum
nicht säumte nachzusenden.

Der Flüchtige mit einem Schritt
die Elbe hat passiret,
und voller Angst er unbedacht
landeinwärts retiriret.

Und da bleibt er mit einem Fuß
bald an der Spitze hängen
des Thurmes einer alten Burg,
und hat nun angefangen

zu stolpern ein paar tausend Schritt,
und endlich stürzt er nieder
so gräßlich, daß er nimmer fühlt
vor Schmerz die müden Glieder.

Dabei das Allerschlimmste war:
er schlägt mit seiner Nase
bei Westeregeln auf den Fels,
wälzt sich vor Schmerz im Grase;

und ihm entstürzt ein solcher Strom
von Blut aus Nas' und Munde,
daß man als rothes Wasser es
noch schaut bis diese Stunde.

Nur flach vertiefet ist der Grund
bei Egeln an der Bude,
da sieht man noch den Ueberrest
von jenem — Hünenblute.

Eine andere Sage erzählt, daß ein Riese bei dem Dorfe Westeregeln gewohnt habe und zum Vergnügen über das Dorf weggeschritten oder gesprungen sey, dabei aber einmal an der Thurmspitze die große Zehe so geritzt habe, daß das Blut in einem tausendfüßigen Bogen bis in die Lache gespritzt sey, in der sich dann das nie versiegende Hünenblut sammelte.

75.

Der Kartenstein

bei

Elbing.

In dem Elbinger Gebiete des Danziger Regierungsbezirkes liegt bei dem Bauerhofe Koggenhöfen ein Felsstück, über 5 Fuß lang und anderthalb Fuß hoch; seine Farbe ist röthlich mit Adern, welche in die Läng und Quere laufen und wie Riemen, mit denen de Stein umschnürt ist, aussehen. Zwischen innen sieht man unförmliche Quadrate, die von der Witterung etwas in den Stein vertieft worden sind. Davon erzählt die Sage, daß einst an einem Sonntage während der Predigt Pferdehirten auf diesem Steine Karten ge-

spielt hätten. Zu diesem sabbathschänderischen Vergnügen habe sich auch der Teufel eingefunden und eine Zeit lang mitgespielt. Es muß aber ein dummer Teufel gewesen seyn, denn er verlor ein Spiel nach dem andern und ward darüber so ärgerlich, daß er die Karten mit Gewalt gegen den Stein warf, wovon die Vertiefungen in demselben entstanden seyn sollen.

76.

Der Buttermilchthurm

in

Marienburg

soll seinen Namen daher haben: Ein Meister des deutschen Ordens verlangte für sich von den Bauern eines nahen Dorfes etwas Buttermilch. Die Bauern spotten des Botens und senden am nächsten Tage in die Burg ein großes Faß voll Buttermilch, von zwei Boten getragen. Diese ließ der erzürnte Deutschmeister so lange in den Thurm sperren, bis sie alle Milch aus dem Fasse aufgezehrt hatten.

Eine andere Sage erzählt: Die Einwohner eines benachbarten Dorfes mußten bis zu dem Platze, wo der Thurm erbaut werden sollte, den Weg mit Mariengroschen belegen und so viel Buttermilch herbeischaffen, als statt des Wassers, zur Bereitung des Kalks, nöthig war.

77.

Die schwarzen Brüder
in
Cöln an der Spree.

In Cöln an der Spree lebten einst vier Brüder, die mit seltner Liebe Leid und Freude, Lust und Schmerz des Lebens mit einander theilten. Niemand war im Stande, sie zu veruneinigen, nichts fähig, sie mißtrauisch und einander abgeneigt zu machen. Bei dieser seltnen Erscheinung im Menschenleben konnte der ewige Feind des Friedens nicht gleichgültig bleiben und schwur, diese Brüder mit einander zu verfeinden, und erschien ihnen als ein — schönes, reizendes Mädchen.

Als die Brüder sie erblickten, sprach Keiner ein Wort zu dem Andern, sondern sie folgten schweigend der Dirne bis vor das Thor, wo sie unerwartet aus ihren Augen verschwand. Die Brüder reichten sich zum Abschied die Hände und Jeder ging, das erste Mal in ihrem Leben, allein seinen Weg; denn Jedem — gefiel das schöne Mädchen, Jeder wünschte sie zu besitzen. So schien es denn dem Teufel gelungen zu seyn, die selte. Bruderliebe zu vernichten! Bald nachher erschien er wieder in der liebreizenden Mädchengestalt und bot sich den Brüdern zur dienenden Magd an. Da sie aber versprochen hatten, sich selbst einander bis zum Tode zu dienen, chlugen sie das Anerbieten des verführerischen Dienstmädchens ab, und um in der Zukunft vor ähnlichen Versuchungen sicher zu seyn, beschlossen sie, der reinsten Liebe einen Tempel zu bauen und ihr Leben im Dienste der Kirche zu beschließen. Sie führten ihr frommes Vorhaben aus, und da, wo sonst ihr Haus stand, findet man das Kloster der schwarzen Brüder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

We

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ziehnert, Widar,

Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden

Bd.: 2

Leipzig 1840

Bor. 206 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014518-8